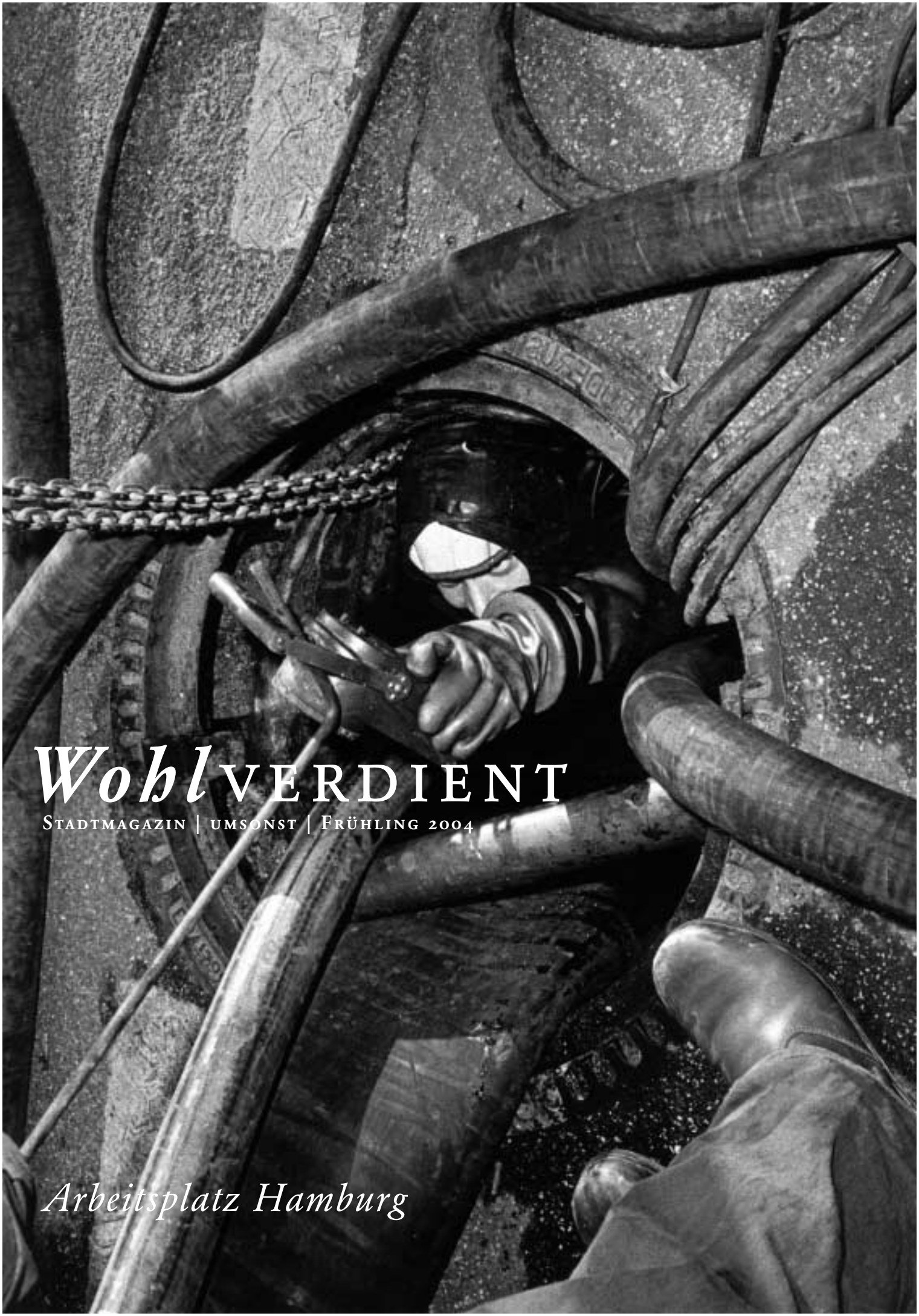


*Wohl*VERDIENT

STADTMAGAZIN | UMSONST | FRÜHLING 2004

Arbeitsplatz Hamburg

Editorial.

Nein, so geht das nicht. Nicht auf Dauer. Wenn wir in jedem Editorial die Vorgänger-Ausgaben des vorliegenden Hefts aufzählen, spielen wir irgendwann »Koffer packen«:

Ich packe meinen Koffer mit ***Breit*** AUFGESTELLT.
Ich nehme ***Breit*** AUFGESTELLT *mit und* ***Gut*** ANGELEGT.
Ich habe ***Breit*** AUFGESTELLT *drin,* ***Gut*** ANGELEGT *und* ***Wohl*** VERDIENT ...

Bei drei Ausgaben lässt sich das gerade noch machen, besser aber wäre Mitdenken: Nennt sich anders, sieht aber so aus, wie ein Heft, das ich schon mal in den Händen hatte... Wie hieß es noch gleich? Flach hingelegt? In Ordnung, nur knapp daneben.

Nach ***Breit*** AUFGESTELLT aus gegebenem Anlass zum Thema Stadtmagazine und ***Gut*** ANGELEGT zur Frage, wohin das Geld in Hamburg fließt, kommt jetzt also ***Wohl*** VERDIENT. Diesmal geht es um Lohnarbeit, Arbeit und keine Arbeit. Um seltsame Ich-AGs und ewige Praktikanten. Um das Studium der Zukunft, um Jobs (Scheibenwischer, Nachtarbeiter), spezielle Berufe (Künstler, Bestatter) und um Faulheit, im Sinne von Muße: mehr Mut zur Weniger-als-80-Stunden-Woche. Wir haben Hamburger gefragt, was sie verdienen und ob sie die Wahrheit sagen, wenn sie jemand danach fragt, und berichten über die Lebensqualität von Arbeitslosen, Florida-Rolf lässt grüßen!

Drei Bildstrecken begleiten die Texte: Die Hausfrauen-Serie von Harald Popp (Jg. 1974) ist anlässlich seiner Diplomprüfung Anfang dieses Jahres an der Armgartstraße entstanden. Die Fotos sind ursprünglich quadratisch, das heißt, sie sind mit einer 6-x-6-Kamera aufgenommen. Freundinnen, Bekannte und einige Frauen, die sich auf eine von Popp geschaltete Annonce gemeldet haben, standen ihm dabei Modell. Die Belegschaft des Erzbergwerks Bad Grund im Harz wurde 1992 drei Tage vor der Schließung des Werks fotografiert. Die Bilder stammen, genauso wie die Matrosenfotos, von Markus Kröger (Jg. 1959) und Markus Dorfmüller (Jg. 1961). Beide arbeiten seit Jahren gemeinsam und sind unter www.dorfmüller.kröger.de im Internet zu finden. Markus Kröger stellte uns außerdem netterweise die Fotos von den Arbeitern in der Kanalisation zur Verfügung. Auch dabei handelt es sich um eine vor Jahren aufgenommene Serie, was jedoch die Qualität der Bilder nicht beeinträchtigt. Deshalb wollten wir sie auch dabei haben, selbst wenn das eine oder andere Motiv bereits an anderer Stelle veröffentlicht wurde.

Am 16. April ab 21 Uhr feiern wir im Buttclub die Release- und Trinken-für-die-Druckkosten-Party. Die Hamburger Band Hulapunk spielt dazu ab 23 Uhr heiße Punkrock-Klassiker im Hawaii-Sound – mit Bongos und Slidegitarre.

Bis dahin frohes Schaffen und Nichtstun, wünschen alle Autoren, Grafiker und Drucker. |

Andreas Blechschmidt, Detlef Diederichsen, Tina Fritsche, Stephanie Janssen, Jarka Kubsova, Jan Möller, Anne Otto, Britta Peters, Tina Petersen, Susie Reinhardt, Sabine Rolinski, Andrea Ritter, Ariane Semmler, Christoph Twickel, Nicole Vrenegor, Julian Weber und Doro Wiese
Die ersten beiden Hefte können unter www.punktx.com als pdf-Datei runter geladen werden. E-Mails an: kurzmitgeteilt@yahoo.de

Wer nicht will, wird aktiviert.

Über das Wesen der Arbeit und die schiere Unmöglichkeit der Flucht. Ein Gespräch von Nicole Vrenegor und Tina Fritsche mit Dirk Hauer.

Wohl*VERDIENT: *Was ist Arbeit?

Dirk Hauer: Es gibt Tätigkeit. Und es gibt Arbeit. Arbeit ist in erster Linie fremdbestimmt, Mühsal, Ausbeutung, durchsetzt mit Herrschaftsstrukturen. Tätigkeit ist Selbstverwirklichung, Kommunikation, frei von Unterdrückung. Zugespitzt würde ich sagen, dass es in dieser Arbeitsgesellschaft keine Tätigkeit gibt. Sicher finden manche das, was sie arbeiten, gut. Nicht jeder denkt, Arbeit ist Scheiße. In den Internet-Startups haben die Leute zum Beispiel 60 bis 70 Stunden pro Woche vor ihren Rechnern gekeult und fanden es geil. Nichtsdestotrotz waren sie Teil einer absoluten Hierarchie-, Herrschafts- und Ausbeutungskette. Letztendlich kann man sich auch freudig der Ausbeutung unterwerfen.

Da liegt der Gedanke an Marx nahe...

Die Theorie dazu findet man natürlich bei Marx, aber auch bei so unterschiedlichen Leuten wie Hannah Arendt oder, in neuerer Zeit, bei John Holloway. Sie alle sprechen von Kapitalismus, von Arbeitsgesellschaft, unterscheiden zwischen Tun und Arbeit und beschreiben sehr genau, was Arbeit mit Menschen macht und dass die Idee von der Arbeit als große Sinnstifterin ziemlicher Quatsch ist. Es ist schlicht so: Die kapitalistische Gesellschaft beruht auf Mehrwertproduktion. Das bedeutet, dass alle produktive, reproduktive, materielle, immaterielle Arbeit dem Diktat der Kapitalakkumulation unterworfen ist sowie den Herrschafts- und Machtverhältnissen, die daraus entstehen. Am unmittelbarsten geschieht das in den Büros, an den Fließbändern. Aber auch Reproduktionsarbeit in privaten Haushalten ist von Herrschafts- und Entfremdungsverhältnissen durchzogen. Es gibt kein Entrinnen.

Gilt heute das klassische Bild des »Normalarbeiters« noch?

Das, was normal ist, hat sich verändert. In den Fünfzigern galt es für einen Mann als normal, ein Leben lang in einer Fabrik zu arbeiten und mit einem Einkommen eine Familie zu versorgen. Alles andere war unnormal. Heute ist es gang und gäbe, dass die prekären Arbeitsverhältnisse bis in die Fabrik hineinreichen. Auf dem Gelände von Opel in Bochum oder auch bei Airbus Hamburg arbeiten so viele Firmen und Subunternehmen, dass man nicht mehr sagen kann: Hier ist Airbus und jenseits des Tores sind die Sklavenhändler. Die Arbeitsverhältnisse gehen ineinander über. Leiharbeitende, ordentliche Beschäftigte und ArbeiterInnen von Zulieferern arbeiten nebeneinander, machen oft genau dieselbe Arbeit, aber zu völlig unterschiedlichen Bedingungen. Die wichtigste Auswirkung davon ist die Spaltung. In den 1960er Jahren beschwor ein Teil der Linken den Massenarbeiter als revolutionäres Subjekt. Arbeiterinnen und Arbeiter, die den Bandrythmus hassten, taten sich zusammen, warfen Schraubenschlüssel in die Laufbänder und stellten alles Mögliche an, um der Arbeit zu entfliehen. Heute ist die Produktion aufgesplittet in ►

► unglaublich viele ArbeiterInnentypen in einer Fabrik, einem Büro, mit unterschiedlichen Interessen und Lebensbedingungen. So etwas wie gemeinsames Interesse oder gemeinsame Haltung herauszubilden, ist daher unendlich schwierig.

Im Moment wird an einer zentralen Forderung der Arbeiterbewegung, gleicher Lohn für gleiche Arbeit, gerüttelt. Ist das eine neue Entwicklung?

Das Prinzip gleicher Lohn für gleiche Arbeit wird schon seit langem ausgehebelt, beispielsweise über Arbeitsmigration. Das Zweite Seeschifffahrtsregister hat eben diesen Zweck: Auf einem Schiff unter deutscher Flagge können Menschen aus vier Nationen arbeiten und bekommen Löhne nach ihren Herkunftsländern statt nach den Bedingungen des deutschen Unternehmers. Ein anderes Beispiel: Auf den Baustellen arbeiten Leute aus Polen, England, Portugal und anderswo, die nach dem Sitz ihres Subunternehmers bezahlt werden. Oder nehmen wir das klassische Feld der Hausarbeit. Früher war es so: Mann geht in die Fabrik, Frau arbeitet zu Hause. Heute ist es so: Mann geht in die Fabrik, Frau arbeitet im Büro, Migrantin macht die Hausarbeit. Die grundsätzlichen Strukturen und Hierarchisierungen haben sich nicht verändert, allenfalls verschoben, aber die Formen haben sich verändert.

Warum tun sich die Gewerkschaften in der neuen Situation so schwer?

Die Gewerkschaftsbewegung war zu lange ignorant gegenüber Menschen, die außerhalb von Großbetrieben arbeiten, gegenüber Reproduktionsarbeit und vor allem gegenüber Arbeitslosigkeit. Anders als beispielsweise in England, wo es relativ früh gewerkschaftlich unterstützte Arbeitslosengruppen gab, fristen Erwerbslose in den deutschen Gewerkschaften ein Schattendasein und werden tendenziell mit Misstrauen beäugt. Für Erwerbslose waren die Gewerkschaften nie ein ernst zu nehmender Bündnispartner. Das große Problem der alten ArbeiterInnenbewegung war stets ihr Selbstverständnis als absolute Identitätsbewegung. Der Traum von Sozialdemokraten, Sozialisten, Kommunisten war immer ein und derselbe: Die Arbeiterklasse soll die Macht haben. Identitärer geht's nicht. Meiner Ansicht nach müsste die Forderung sein: Wir wollen eine Gesellschaft, in der kein Mensch mehr Arbeiter sein muss; also nicht Befreiung der Arbeit, sondern Befreiung von der Arbeit.

Zur Zeit wird nicht nur der Arbeitsmarkt, sondern auch der Sozialstaat umgebaut.

Die Verschiebungen sind in der Tat gewaltig, fort von den Sozialrechten, hin zu Sozialpflichten, wobei erste Sozialpflicht ist, die eigene Arbeitskraft zu verkaufen, koste es, was es wolle. Sozialhilfeempfänger bekommen den so genannten aktivierenden Sozialstaat seit mehr als zehn Jahren zu spüren. Mit Hartz I bis IV findet das Prinzip »help and hassle«, was so viel heißt wie »helfen und belästigen« seinen vorläufigen Höhepunkt: Systematischer als je zuvor werden Zwangsmaßnahmen und Umstrukturierungen des so genannten zweiten Arbeitsmarktes hin zu einem System von Arbeitszwang umgesetzt.

Was heißt das konkret?

Es gibt zwei Stoßrichtungen: Die eine ist Verarmung. Erwerbslosen wird das Geld massiv gekürzt. Die Arbeitslosenhilfe wird abgeschafft, was bedeutet, dass Erwerbslose nach einem Jahr Arbeitslosigkeit Geld im Umfang der Sozialhilfe bekommen – ein massiver Einkommensraub bei sehr vielen Erwerbslosen. Die zweite Stoßrichtung ist der Zwang als Grundsatz. SozialhilfeempfängerInnen müssen schon seit Jahren jede Art von Arbeit annehmen, nun gilt das auch für Erwerbslose. Dieser Zwang geht so weit, dass man seine Arbeitskraft im ganzen Bundesgebiet verkaufen muss, ohne Rücksicht auf Berufsschutz oder soziale Bindungen. Das Prinzip von Zwang und Verarmung lässt sich auch an der geplanten gemeinnützigen Arbeit für Arbeitslose ablesen. Wir kennen das in Hamburg vom »1-Euro-Programm«, das die SPD vorbereitet und Schwarz-Schill umgesetzt hat: Du musst ohne regulären Arbeitsvertrag für einen Euro die Stunde arbeiten.

Das klingt wie Zwangsarbeit.

Ist es auch. Alle SozialhilfeempfängerInnen bis 25 Jahre müssen in Hamburg erst einmal bis zu sechs Monate Zwangsarbeit leisten, bevor sie überhaupt eine Aussicht auf eine »ordentliche« Beschäftigungsmaßnahme bekommen. Die Jungerwachsenen müssen beim Beschäftigungsträger »Hamburger Arbeit« (HAB) antreten. Sie sind offiziell weiter SozialhilfeempfängerInnen ohne Arbeitsvertrag und bekommen irgendwelche Arbeiten zugewiesen, die sie dann gegen einen Mehraufwand von einem Euro die Stunde verrichten müssen. Oben auf der Hitliste stehen Parkfegen oder den Elbstrand sauber machen. Das heißt dann beschönigend gemeinnützige Arbeit. Solche Arbeitsformen, bei denen ArbeitnehmerInnenrechte völlig ausgehebelt sind, will Hartz auch für Erwerbslose möglich machen. Detlef Scheele, Chef der HAB, vertrat bereits 1999, dass die Mentalitäten der Jugendlichen gebrochen werden müssen, wenn ihre Wünsche nicht mit der Realität zusammenpassen. Bestimmte Jugendliche haben nur noch Aussicht auf die prekäre Dauerbeschäftigung in einem Niedriglohnjob. In den HAB-Maßnahmen wird ihnen unmissverständlich klar gemacht, dass ihre Träume ausgeträumt sind. Das trifft vor allem MigrantInnen und Jugendliche aus unterprivilegierten Bevölkerungsschichten.

Der Arbeitsmarkt wird immer enger. Ist da das Modell einer eigenen Kleinstfirma, genannt Ich-AG, nicht eine prima Lösung?

Lösung für was? Für die einen ist die Ich-AG die letzte Rettung, weil sie keine Aussicht auf ein ordentliches Beschäftigungsverhältnis haben. Andere begreifen das Modell nicht als Notnagel, sondern als Chance. Fakt ist, es gibt niemanden, der mit der Ich-AG gut überleben kann. So ist die Ich-AG mit ihrem geringen Behördenzuschuss von 600 Euro monatlich im ersten Jahr nicht angelegt. Das Konstrukt der Ich-AG dient nicht dazu, eine Existenz zu gründen, sondern dazu, die Leute aus dem

Arbeitslosenhilfebezug und aus der Schwarzarbeit raus zu bekommen. Du verhungerst nicht. Aber du leistest einen unglaublichen Kraftakt, hechelst Aufträgen hinterher, lebst mit Existenzsorgen und stehst ständig unter Druck. Das ist das Wesen von Prekarität: Du hängst immer am seidenen Faden, von einem Tag auf den anderen kann es zu Ende sein. Was aber passiert mit dir, wenn du krank wirst und keine Aufträge mehr reinholen kannst? Dazu kommt der Aspekt der Verwertbarkeit von Informationen und sozialen Kontakten. Immer schwingt der Gedanke mit: Wo tut sich vielleicht ein Kunde auf? Ist das ein Kontakt, den ich beruflich nutzen kann? Das reicht bis in private Beziehungen hinein.

Was ist die Motivation für die so genannten Reformen der Agenda 2010?
Es gibt zwei Beweggründe: Geld sparen und Mentalitäten brechen. Die Hartz-Gesetze haben den Zweck, Milliarden Euro bei Arbeitslosengeld und Arbeitslosenhilfe einzusparen. Parallel dazu wird jede Art von Anspruchsdenken niedergemacht. Der ehemalige Bundeskanzler Kohl hat vor vielen Jahren den Startschuss gegeben: Seitdem werden Forderungen nach sozialen Sicherheiten und das Geltend machen des Rechtsanspruchs auf diese als »Vollkasko-Mentalität« denunziert. Es wird zunehmend hoffähig, dass berechtigte Forderungen, beispielsweise nach Kündigungsschutz, als überhöhte Ansprüche gelten, die abgeschafft gehören. Zusätzlich werden Menschen unter Druck gesetzt, flexibel zu sein. Lebenslanges Lernen hört sich eigentlich gut an, ist mittlerweile aber zu einer Drohung geworden. Wenn jemand 55 Jahre alt ist und Familie in Mecklenburg-Vorpommern hat, ist es doch eine Zumutung, zu verlangen, nur für einen Job nach München zu ziehen. Ich finde, es muss das Recht geben, unflexibel zu sein. Aber der ideologische Grundzug lautet derzeit: Du musst alles tun, um verwertbar zu sein.

Was passiert mit denen, die auf staatliche Unterstützung angewiesen sind?
Die Gesetze sind so konstruiert, dass die Arbeitsfähigen arbeiten sollen und die objektiv Nichtarbeitsfähigen weiterhin Sozialhilfe bekommen können. Aber das Problem der Behörden ist, dass sie nicht herausfinden können, wer wirklich nicht arbeitsfähig ist bzw. wer zu diesen Bedingungen nicht arbeiten will. Alle Hartz-Maßnahmen haben den Charakter eines Such- und Aussiebeprozesses. Die aus der Presse bekannten Fälle, bei denen der Staat psychisch Kranke oder Alleinerziehende in die Arbeit zwingen will, sind die Opfer in diesem Suchprozess. Wenn dir ein Arm oder ein Bein fehlt, wirst du weiterhin Sozialhilfe bekommen. Wie eng das Netz gezogen wird, hat sich im letzten Sommer bei der Debatte um die RentnerInnen gezeigt, die als neue Gruppe von Sozialschmarotzern konstruiert werden. Bis vor wenigen Jahren war klar, dass alte Menschen nicht erwerbsfähig sind. Heute heißt es unverfroren: Warum sollen RentnerInnen eigentlich mit 65 nicht mehr arbeiten? Warum sollen sie, wenn sie schon nicht arbeiten, ein neues Hüftgelenk kriegen? Der Grundsatz ist: Wer nicht will, aber irgendwie noch kann, wird aktiviert. Wer sich dem verweigert, wird bestraft.

Wie passt es zusammen, dass es angeblich zu wenig Arbeitsplätze gibt, die Menschen aber immer mehr arbeiten sollen?
Da werden Äpfel mit Birnen verglichen. Es gibt nicht genügend existenzsichernde Arbeitsplätze, unter tariflich abgesicherten Bedingungen, bei denen du so viel verdienst, dass du dich selbst oder deine Familie ernähren kannst. Hingegen gibt es ohne Ende Arbeitsplätze auf dem Hungerlohnniveau. Das ist der springende Punkt bei den Hartz-Gesetzen: Die Menschen sollen sich existenzsichernde Arbeitsplätze abschminken und sich stattdessen auf Arbeit im Niedriglohnsektor gefasst machen.

Wolfgang Wiegand, der Vorsitzende der Fünf Wirtschaftsweisen, hat gesagt: »Wir brauchen mehr soziale Ungleichheit, um zu mehr Beschäftigung zu kommen.«
Das ist mittlerweile philosophischer Mainstream, vor allem in der SPD-Grundwertekommission; dort heißt das »Gerechte Ungleichheit«. Dahinter verbirgt sich die neoliberale Weltsicht, dass jeder nach seinen Fähigkeiten eingesetzt werden soll. In der SPD wird das so diskutiert: Wir brauchen Chancengleichheit, jeder muss die gleichen Startbedingungen haben, aber was dann passiert, dafür ist jede und jeder selbst verantwortlich.

Debattiert wird immer wieder das Thema Grundsicherung und das Recht auf Existenzgeld. Wäre dieses garantierte Einkommen, das allen Menschen in Deutschland unabhängig von Geschlecht, Familienstand und ohne Arbeitszwang gezahlt wird, überhaupt finanzierbar?
Ja, natürlich! Die Frage ist eher, wem man etwas wegnehmen muss.

Wem denn?
Michael Schumacher zum Beispiel. Die Vermögenssteuer würde einiges an Geld bringen. Hamburg, beispielsweise, ist immerhin eine der reichsten Städte in Europa: Hier wohnen neun der 100 reichsten Personen Deutschlands und halten zusammen ein Vermögen von immerhin 26,6 Milliarden Euro. Wenn die Vermögenssteuer allein für diese neun Personen wieder eingeführt und sie mit nur zwei Prozent zur Kasse gebeten würden, würde eine ganze Menge Geld in die Staatskasse fließen. Die Körperschaftssteuer wurde aber so reformiert, dass Unternehmen, wenn sie es einigermaßen schlau anstellen, komplett drumherum kommen. Geld ist also da – das ist nicht das Thema. Das Hauptargument der Konservativen und Wirtschaftsliberalen gegen die Grundsicherung ist vielmehr, sie habe verheerende Auswirkungen auf die Arbeitsmoral: Dann will ja niemand mehr arbeiten, und wer macht dann die Billigjobs?! Das Thema Existenzsicherung wird auch bei den Grünen oder der FDP diskutiert. Existenzgeld soll nicht mehr sein als ein Minisockel, von dem aus man von einem prekären Job in den nächsten geht.

Gönnen wir uns einen utopischen Moment: Was wäre dein Ideal von Arbeit?
Meine Utopie wäre, dass alle Leute frei von Herrschaftsstrukturen bestimmen können, was gearbeitet wird, von wem und zu welchen Bedingungen. Aber davon sind wir weit entfernt. Die Grundstruktur des Kapitalismus besteht darin, dass du arbeiten musst, um zu überleben. Du wirst gezwungen, deine Arbeitskraft feilzubieten. Damit wären wir wieder beim Ausgangspunkt. Das ist für mich der Kern von Arbeit und deswegen hasse ich sie so.

Aber du »arbeitest« viel...
Ohne Ende. (lacht) Man muss ohne Ende arbeiten, um die Arbeit abzuschaffen. |

Dirk Hauer (45), Doktor der Volkswirtschaftslehre, zur Zeit erwerbslos. Politischer Aktivist und Publizist, u.a. Sozialpolitische Opposition Hamburg, Gruppe Blauer Montag, Regenbogen. Lehrbeauftragter an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften/HAW und an der Evangelischen Fachhochschule des Rauhen Hauses.

»Ich übertreibe – immer.«

Über das eigene Einkommens geben die meisten Menschen nur ungern Auskunft. Deswegen fragte ***Wohl***VERDIENT gar nicht erst danach. Statt dessen sollten die Befragten angeben, ob sie diese Frage wahrheitsgemäß zu beantworten pflegen oder lieber schummeln.

VON STEPHANIE JANSSEN

Die meisten halten den Mund, wenn es um ihr Einkommen geht: Über Geld spricht man nicht! Da hört die Freundschaft auf! Wahlweise Neid oder Häme hat derjenige zu erwarten, der trotzdem Zahlen nennt. Denn unser Gehalt, das sind wir: Dicke Kohle gibt es für gute Arbeit und cleveres Verhandeln – ist das Gehalt weniger üppig, tja, da ist wohl was schief gelaufen bei dir. Also wird kräftig geschwiegen, über- und untertrieben. ***Wohl***VERDIENT fand heraus, wie es der gemeine Hamburger mit der Wahrheit in Gehaltsdingen hält.

Studentin, jobbt in einer Werbeagentur (22)
Ich übertreibe gern mit dem Stundenlohn. Ich sage, dass ich zehn Euro bekomme. Ich sage aber nicht, dass das brutto ist und sie meinen Urlaub nicht bezahlen, sondern beschönige es ein bisschen. Man will ja, dass die anderen denken, man macht einen geilen Job. Ich mache auch einen geilen Job – aber damit die anderen das auch denken, übertreib' ich halt.

Kaufmännischer Angestellter (44)
Grundsätzlich – und das war immer eine Maxime von mir – spreche ich im Freundes- und Bekanntenkreis nie über das Gehalt. Ich finde das einfach eine ganz intime Geschichte, die nur mich und meinen Arbeitgeber etwas angeht. Mein Partner ist grosso modo informiert, aber nicht auf den Cent, nur über den Daumen gepeilt.

Wirtschafterin (42)
Ich sag' das, was ich habe, samt Kindergeld. Da braucht man ja nicht lügen, allein erziehend, mit zwei Kindern.

Desigerin (29)
Ich sage, was ich verdiene. Es ist sehr wichtig, kein Geheimnis aus seinem Gehalt zu machen. Damit versteckt man nur die Ungleichheiten. Wer sich schämt zu sagen, dass er arm oder reich ist, beschränkt sich selbst, anstatt eine offene Diskussion zu führen. Über Fairness zum Beispiel. Wenn das Gehalt in der Gesellschaft offen behandelt würde, hätte man eine Diskussionsgrundlage. Etwa in der Geschlechter-Frage: Es ist offensichtlich, dass Männer und Frauen nicht dasselbe für die gleiche Arbeit verdienen. Zu sagen, was man verdient, ist ein politisches Statement.

Taxifahrer (53)
Ich übertreibe – immer. Ich sage immer, dass ich mehr verdiene. Warum, weiß ich auch nicht ... Ich höre immer von den anderen, dass die mehr verdienen, leider.

Personalentwickler und Moderator, selbständig (34)
Ich übertreibe genauso wie ich untertreibe. Im direkten Freundeskreis nenne ich eher konservative Zahlen, um nicht aufzuschneiden. Ich mache eine vorsichtige Prognose, weil ich mir nicht sicher bin, wie sich das Jahr entwickelt. Ich will nicht etwas benennen, was im Nachhinein nicht stimmt – und dass ich dann falsch eingeschätzt werde. Im Kollegenkreis gebe ich schon mal eher den Idealfall an, einfach um eine Größenordnung zu haben.

Schiffsmaschinist in Rente (67)
Nöö, ist eigentlich noch nicht vorgekommen, dass man darüber redet. Wenn ich mit Leuten zusammenkomme, dann mit Kollegen und die haben ungefähr den gleichen Lohn wie man selber. |

LÖHNE, HONORARE, GEHÄLTER I

Armer Osten.

Die Stundenlöhne in der ehemaligen DDR liegen immer noch unter denen im Westen. Teilweise deutlich. Einige Beispiele.

Eine Friseurmeisterin, die für bis zu zehn ArbeitnehmerInnen verantwortlich ist: In Sachsen erhält sie 5,59 Euro pro Stunde, in Rheinland-Pfalz bekommt eine »Erste Kraft« in dieser Branche immerhin 8,19 Euro.

Ein Wachmann im Veranstaltungsdienst: In Schleswig-Holstein gibt es 5,60 Euro die Stunde, sein Kollege aus Thüringen bekommt 4,32 Euro.

Ein Hilfsarbeiter in der Landwirtschaft: Rheinland-Nassau bezahlt tariflich 4,68 Euro, in Sachsen beträgt der Stundenlohn 5,22 Euro.

Eine Floristin: In Westdeutschland im dritten Berufsjahr tariflich 7,66 Euro die Stunde, ihre Kollegin in Sachsen-Anhalt bekommt 5,33 Euro für die gleiche Arbeit.

Ein gelernter Konditor: In Hamburg im ersten Berufsjahr 7,87 Euro, sein Kollege in Brandenburg erhält dafür 7,68 Euro.

Eine Gebäudeinnenreinigerin: In Nordrhein-Westfalen im Ecklohn B 8,17 Euro, in Sachsen-Anhalt gibt es 5,79 Euro.

Eine Verkäuferin im Einzelhandel: In Niedersachsen bekommt sie im zweitem Berufsjahr 8,44 Euro, in Mecklenburg-Vorpommern sind es 8,27 Euro.

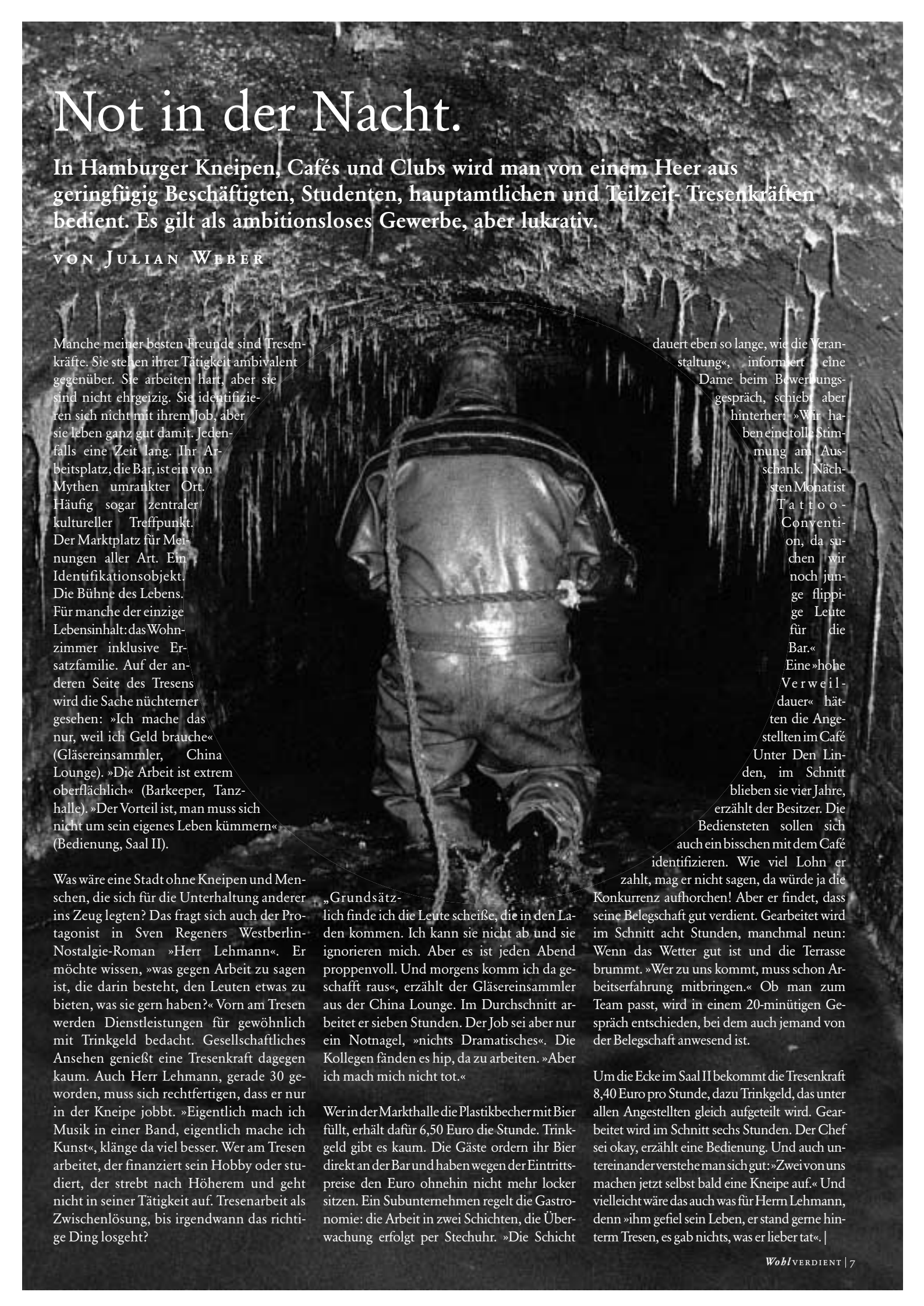
immerhin:

Ein Filmvorführer: Bei bis zu drei Berufsjahren bekommt er in den alten und neuen Bundesländern in der Obersten Ortsklasse 8,17 Euro.

Not in der Nacht.

In Hamburger Kneipen, Cafés und Clubs wird man von einem Heer aus geringfügig Beschäftigten, Studenten, hauptamtlichen und Teilzeit- Tresenkräften bedient. Es gilt als ambitionsloses Gewerbe, aber lukrativ.

VON JULIAN WEBER



Manche meiner besten Freunde sind Tresenkräfte. Sie stehen ihrer Tätigkeit ambivalent gegenüber. Sie arbeiten hart, aber sie sind nicht ehrgeizig. Sie identifizieren sich nicht mit ihrem Job, aber sie leben ganz gut damit. Jedenfalls eine Zeit lang. Ihr Arbeitsplatz, die Bar, ist ein von Mythen umrankter Ort. Häufig sogar zentraler kultureller Treffpunkt. Der Marktplatz für Meinungen aller Art. Ein Identifikationsobjekt. Die Bühne des Lebens. Für manche der einzige Lebensinhalt: das Wohnzimmer inklusive Ersatzfamilie. Auf der anderen Seite des Tresens wird die Sache nüchterner gesehen: »Ich mache das nur, weil ich Geld brauche« (Gläsereinsammler, China Lounge). »Die Arbeit ist extrem oberflächlich« (Barkeeper, Tanzhalle). »Der Vorteil ist, man muss sich nicht um sein eigenes Leben kümmern« (Bedienung, Saal II).

Was wäre eine Stadt ohne Kneipen und Menschen, die sich für die Unterhaltung anderer ins Zeug legten? Das fragt sich auch der Protagonist in Sven Regeners Westberlin-Nostalgie-Roman »Herr Lehmann«. Er möchte wissen, »was gegen Arbeit zu sagen ist, die darin besteht, den Leuten etwas zu bieten, was sie gern haben?« Vorn am Tresen werden Dienstleistungen für gewöhnlich mit Trinkgeld bedacht. Gesellschaftliches Ansehen genießt eine Tresenkraft dagegen kaum. Auch Herr Lehmann, gerade 30 geworden, muss sich rechtfertigen, dass er nur in der Kneipe jobbt. »Eigentlich mach ich Musik in einer Band, eigentlich mache ich Kunst«, klänge da viel besser. Wer am Tresen arbeitet, der finanziert sein Hobby oder studiert, der strebt nach Höherem und geht nicht in seiner Tätigkeit auf. Tresenarbeit als Zwischenlösung, bis irgendwann das richtige Ding losgeht?

„Grundsätzlich finde ich die Leute scheiße, die in den Laden kommen. Ich kann sie nicht ab und sie ignorieren mich. Aber es ist jeden Abend proppenvoll. Und morgens komm ich da geschafft raus«, erzählt der Gläsereinsammler aus der China Lounge. Im Durchschnitt arbeitet er sieben Stunden. Der Job sei aber nur ein Notnagel, »nichts Dramatisches«. Die Kollegen fänden es hip, da zu arbeiten. »Aber ich mach mich nicht tot.«

Wer in der Markthalle die Plastikbecher mit Bier füllt, erhält dafür 6,50 Euro die Stunde. Trinkgeld gibt es kaum. Die Gäste ordern ihr Bier direkt an der Bar und haben wegen der Eintrittspreise den Euro ohnehin nicht mehr locker sitzen. Ein Subunternehmen regelt die Gastronomie: die Arbeit in zwei Schichten, die Überwachung erfolgt per Stechuhr. »Die Schicht dauert eben so lange, wie die Veranstaltung«, informiert eine Dame beim Bewerbungsgespräch, schiebt aber hinterher: »Wir haben eine tolle Stimmung am Ausschank. Nächsten Monat ist Tattoo-Convention, da suchen wir noch junge flippige Leute für die Bar.«

Eine »hohe Verweildauer« hätten die Angestellten im Café Unter Den Linden, im Schnitt blieben sie vier Jahre, erzählt der Besitzer. Die Bediensteten sollen sich auch ein bisschen mit dem Café identifizieren. Wie viel Lohn er zahlt, mag er nicht sagen, da würde ja die Konkurrenz aufhorchen! Aber er findet, dass seine Belegschaft gut verdient. Gearbeitet wird im Schnitt acht Stunden, manchmal neun: Wenn das Wetter gut ist und die Terrasse brummt. »Wer zu uns kommt, muss schon Arbeitserfahrung mitbringen.« Ob man zum Team passt, wird in einem 20-minütigen Gespräch entschieden, bei dem auch jemand von der Belegschaft anwesend ist.

Um die Ecke im Saal II bekommt die Tresenkraft 8,40 Euro pro Stunde, dazu Trinkgeld, das unter allen Angestellten gleich aufgeteilt wird. Gearbeitet wird im Schnitt sechs Stunden. Der Chef sei okay, erzählt eine Bedienung. Und auch untereinander verstehe man sich gut: »Zwei von uns machen jetzt selbst bald eine Kneipe auf.« Und vielleicht wäre das auch was für Herrn Lehmann, denn »ihm gefiel sein Leben, er stand gerne hinterm Tresen, es gab nichts, was er lieber tat«. |

Ich-Maschinen im Glück.

Immer mehr Arbeitslose und von Arbeitslosigkeit Bedrohte gründen eigene Unternehmen. Sie eröffnen kleine Läden oder positionieren eigenwillige bis unliebsame Dienstleistungen auf dem Markt. Dabei strahlen die neuen Gründer so viel Optimismus aus, dass es schwer ist, noch zu bemerken, wie nahe Unternehmergeist und Verzweiflungstat beieinander liegen.

von Anne Otto

Flüssige Schokolade läuft über die Kaskaden des kleinen Springbrunnens, eine nie versiegende süße Fläche, ein Schlaraffenland. In diese Schokofontäne kann der Partygast vorsichtig Früchte und andere Leckereien hineindippen. »So wird ein spektakuläres und sehr feierliches Schokoladenfondue inszeniert«, schreibt Existenzgründerin Karin Habermann in ihrem mit Farbfotos versehenen Flyer. Habermann vermietet die Fontäne für Feste und Buffets, steht selbst in einem farblich zur Schokolade passenden Outfit am Schokoladenbrunnen und assistiert Partygästen, die vergessen, eine Serviette unterzuhalten oder die sich etwas zu gierig an die Schokolade heranpirschen. Auf die Idee ist die Geisteswissenschaftlerin mit Faible fürs Essen und Trinken durch Freunde in den Vereinigten Staaten gekommen. Habermann hat von ihnen eine Schokofontäne für 5000 Euro gekauft und ihr Geschäft läuft gut, die Investition hat sich in Kürze amortisiert. Wenn Karin Habermann über die Schokofontäne spricht, dann ist sie gleichzeitig Dienstleistungsengel, Geschäftsfrau und hervorragende Promoterin in eigener Sache. Gleichzeitig ist die Arbeitskraftunternehmerin auch ihre eigene Assistentin. Sie macht alles selbst, schneidet kiloweise Früchte, schleppt die schwere Fontäne zu Partys, kratzt getrocknete Schokolade vom Stahl. »Das ist manchmal ganz schön anstrengend«, sagt Habermann und strahlt. Sie ist von ihrem Job begeistert und findet es wunderbar, dass es heute so leicht ist, sich selbständig zu machen.

Zusammen im Brutkasten

Dieser zum Teil gespenstischen Euphorie begegnet man bei vielen jungen Neugründern. Besonders ausgeprägt ist sie bei denen, die aus der .garage kommen, wie die Schokoladenfontänenfrau. Nein, das ist kein Punkrockprojekt, sondern ein Trainingsprogramm für Unternehmensgründer bis 35 Jahre. Bewerben kann sich hier, wer eine Idee, aber keinen Anspruch auf Arbeitslosengeld hat. .garage ist also eine Form der staatlichen Förderung zur Selbständigkeit, bei der die Gründer eine Zeit lang trainiert und beraten werden. Daneben gibt es noch rein finanzielle Fördermodelle wie die Ich-AG und das Überbrückungsgeld. Das Gründerzentrum Enigma, zu dem auch .garage gehört, erstreckt sich über mehrere Etagen eines Neubaus in der City Nord. »Das Projekt ist ein Brutkasten, ein Inkubator für Gründer«, erklärt Thorsten Müller, Projektleiter der .garage.

»Es gibt Themen genug in deinem eigenen Leben, und wenn sie einmal ausgehen, gibt es Themenläden.«

Die Sterne, »Themenläden«, auf dem Album Posen

Im Brutkasten bekommt jeder »Garagi« für ein halbes Jahr einen Arbeitsplatz, bestehend aus einem abschließbaren Rollschrank und einem tragbaren Telefon. Feste Arbeitsplätze gibt es nicht. Jeder arbeitet da, wo etwas frei ist. Auf Flexibilität wird der zukünftige Unternehmer schon geeicht. Was in der .garage anders ist als im freien Markt: Die Stimmung ist locker, es ist ein bisschen wie an der Uni. Freitagnachmittag sitzen von den 45 Garagis noch etwa 15 an ihren flexiblen Arbeitsplätzen.

Während der Woche wird in der Gruppe gearbeitet: Jede Geschäftsidee wird immer wieder neu von allen begutachtet. Und nicht nur das. Jeder Gründer muss gleich in der ersten Woche erkunden, wie gut sein Konzept am Markt ankommt. Wenn jemand einen Tipi-Verleih aufmachen will, muss er 104 potenzielle Kunden und markterfahrene Konkurrenten anrufen und fragen, wie sie das Konzept finden. »Wenn die Idee nicht trägt«, so Müller, »dann erarbeiten die Gründer oft ein anderes, tragfähigeres Konzept.«

Anders als eine Mitarbeiterin des Arbeitsamtes Altona, die bei einem Gründer-Infotermin behauptete, sie habe bisher noch von keiner einzigen schlechten Gründungsidee gehört, ist Thorsten Müller der Meinung, dass es durchaus auch viele Ideen gibt, die nicht tragen. Nachdenklich setzt er hinzu: »Es ist schon erstaunlich, was manche Leute wagen.«

Wer soll diesen ganzen Senf kaufen?

Und es ist erstaunlich, wie unkritisch offizielle Kampagnen das Leben der Selbständigen beschreiben. In einem Kinowerbespot der Ex-Bundesanstalt für Arbeit zum Thema Ich-AG sieht man lächelnde Handwerker selig Balken in Dachstühle hauen und eine Frau steht in ihrem eigenen Geschäft, hinter ihr im Regal Hunderte von Senfgläsern. Da drängt sich die Frage auf, wer diesen ganzen Senf kaufen soll. Und diese Frage wird hartnäckiger, wenn man durch die Straßen der Stadt läuft. Überall neue Geschäfte: Ein Laden, in dem ausschließlich Kerzen verkauft werden, eine Agentur für Lifestyle-Management, ein Institut für innere und äußere Bewegung. Jeder freie Laden wird von Gründern und Ich-AG-lern renoviert. So schön und so leer, denkt man im Vorbeigehen.

Die »Agentur für Freizeitmanagement« gegenüber vom Waagenbau an der Max-Brauer-Allee ist von außen betrachtet so ein Beispiel. An den Wänden werben im Corporate Design gestaltete Programmzettel für Spanischkurs, Hörspielabend und Salsa-Nacht. Der Flyer der Agentur verrät, dass sie eine Art Freizeitclub ist, der seinen Mitgliedern seriöse soziale Kontakte und Freizeitaktivitäten bietet. Passanten vermuten häufig, dass der ganze Laden ein Fake ist. Drinnen sieht die Situation anders aus – eine Frau um die dreißig mit einer kunstvollen Achtziger-Jahre-Hochsteckfrisur erzählt überschwänglich von ihrem Konzept. Jennifer Weckel und ihre Partnerin sind ein Jahr lang von einer Stelle zur anderen gelaufen, bis schließlich die Lawaetz-Stiftung und die

Wirtschaftsbehörde Geld gaben. »Ohne den Kredit hätten wir das Ding hier nicht hochziehen können«, sagt die Gründerin und beäugt die frisch renovierten orangenen Wände. Jahrelang hat Weckel leidenschaftlich als Grafikerin gearbeitet, bis es auf dem Markt nicht mehr genug Arbeit gab. Seit Anfang Februar hat ihre Agentur geöffnet. Bisher hat sie 50 Mitglieder, die sich zur Freizeitgestaltung hier treffen, 100 müssen es einmal werden. »So langsam könnten es ein paar mehr Leute werden«, sagt Weckel, lacht herzlich und schäumt Milchkaffee auf, den es hier zu Freundschaftspreisen gibt. Er kostet einen Euro. Der Gründerkredit macht das möglich.

Wenn man gut ist

Zuversicht und Tatkraft strahlen sie aus, die neuen Gründer. Unternehmertugenden, könnte man meinen. Aber woher kommt der ganze Optimismus? Der Gründungsexperte Thorsten Müller beantwortet die Frage, wer das Geld für fünfziger-Jahre-Jacken, Schokofontänen und innere Bewegung ausgeben soll, mit dem Prinzip der Gegenfrage: Clevere Dienstleistungen seien doch immer gefragt. Auch auf die Frage, was passiert, wenn jeder seine Arbeitskraft allein zu Markte trägt, hat Müller eine ausweichende Antwort: »Die Gründer aus der .garage sind nicht alleine, sie haben ihr Netzwerk, das sie hier geknüpft haben.«

Das beste Training verhindert aber nicht, dass sich immer mehr kleine Unternehmer in einem engen Markt bewegen. Und dass sich die Rahmenbedingungen, in der Arbeit stattfindet, dadurch grundlegend ändern. Der Organisationsberater Fritz B. Simon, Psychologieprofessor an der Universität Witten-Herdecke hat gerade ein Buch über die Intelligenz von Unternehmen und Märkten geschrieben. Er steht der Tendenz zu immer mehr Einzelunternehmern skeptisch gegenüber. In Unternehmen kommunizieren viele Personen miteinander und es geht auch immer um die Entwicklung des einzelnen Mitarbeiters. Bei der Ich-AG liegt der Fokus nur noch auf der marktförmigen Beziehung: Es geht um die Beziehung zum Kunden, Lieferanten, Mitbewerber. Das sind lose Beziehungen, die nur aus Zahlungen und Produktaustausch bestehen. Der selbständige Kleinstunternehmer wird mit seinem Produkt gleichgesetzt. Er wird zum Produkt, das sich alleine im Markt durchsetzen muss. Stirbt das Produkt, stirbt der Arbeitsplatz.

Das also steht den neuen Gründern bevor. Sie machen es dadurch wett, dass sie die Produkte und sich selbst immer mehr optimieren. Eine zukünftige Unternehmerin aus der .garage, die in der Schanze einen Modeladen aufmachen will, antwortet auf die Frage, was sie gegen die große Konkurrenz tun wird, mit einem tiefen Seufzer. Dann fasst sie sich wieder: »Wenn man gut ist, wenn man eine gute Idee hat, die Marktlücke trifft, dann wird es auch klappen.« Ob diese Unternehmerin weiß, dass sich die Zahl der Gründungen aus der Arbeitslosigkeit heraus im Jahr 2003 gegenüber den Vorjahren verdoppelt hat?

Meine Bank heißt Unternehmer sein

In der Diskussion rund um die aktuelle Gründungswelle und die Ich-AG hört man immer wieder vor allem einen Kritikpunkt: Da werden Gelder missbraucht. Nach dem Gespräch mit schuftenden Gründern und engagierten Beratern verfehlt diese Kritik den Kern des Problems. Natürlich ist es gut, Existenzgründer auszubilden und zu fördern. Und es ist auch gut, Leuten, die Ich-AGs gründen wollen, Starthilfen zu geben. Aber irgendetwas bleibt störend an den neuen Wort-, Wert- und Angebotsschöpfungen der Bundesagentur für Arbeit: Es ist die Versuchung, die Versprechung, die das System anbietet. Alle wiegen sich wieder einmal in Sicherheit: Arbeitslosigkeit? Das muss doch nicht sein. Wir haben doch jetzt die Gründung als Top-Lösung. Dass Gründungen sowohl für die Bundesagentur als auch für viele Gründer aus der Not geboren werden, davon redet niemand mehr. Und auch die Gründer sprechen leise mit: Da gibt es doch Gelder, da gibt es Programme, vielleicht klappt es ja, wenn ich richtig viel lerne. Auch den hier vorgestellten Gründern fehlt zum Teil eine kritische Sicht auf das, was sich am Arbeitsmarkt ändert. Ein bisschen mehr Reflexion, nicht nur in Bezug auf die eigene Geschäftsidee, wäre wünschenswert. Ein Grafik-Designer, der von einer Infoveranstaltung aus der .garage zurückkommt, drückt es so aus: »Es ist ein verlockendes Angebot, ein halbes Jahr Geborgenheit. In Sicherheit. Und danach weiß man immer noch nicht, wie es weitergeht.« Dieser Grafiker hat sich dagegen entschieden, öffentliche Gelder zu nutzen, um sich zum Arbeitskraftunternehmer ausbilden zu lassen. Er bockt. Er scheut sich. Dumm ist, dass er auch nicht weiß, was er stattdessen tun soll. |

Der große Wurf.

Die Künstlergruppe Wuuul im Gespräch über realisierte Projekte und Arbeitsbedingungen.

von Britta Peters

»Kunst hat ja auch damit zu tun, dass man sich dieser Welt entzieht. Man bewegt sich in einer Als-Ob-Welt. Heino hat diesen Begriff von seinen Kindern. Wenn die durch den Wald laufen und ein Feuer machen wollen, sagt Heino, wir machen aber nur ein Als-Ob-Feuer. Das ist für die Kinder voll in Ordnung. Mit Wuuul schaffe ich es, aus der fiktiven Welt eine reale Welt zu machen. Darin haben wir uns in gewisser Art gefunden.« – Wuuul

10.000 Euro

Mit ihrem Bratling-Flug im Sommer 2002 haben Wuuul die Kunst in Hamburg für einige Wochen auf die Titelseiten der »Bild« gebracht. Genau genommen wurden an ihrem Projekt jedoch nur die Kosten für die Kunst in Hamburg exemplarisch diskutiert bzw. verurteilt. Mit 10.000 Euro hatte die Kulturbehörde die Realisierung des Projektes unterstützt. Die Bildkampagne gipfelte damals in der Forderung nach einer detaillierten Kostenabrechnung. Die Tatsache, dass in der Summe noch nicht einmal die Dixie-Klos für das Spektakel enthalten waren, war, wen wundert es, später keine Schlagzeile mehr wert. Die mussten, wie so vieles andere, selbst bezahlt werden.

***Wohl*verdient:** *Wer antwortet mir jetzt eigentlich? Wuuul?*
Wuuul: Aber nur wenn man hinterher denkt: Wuuul, das ist aber ein heterogener Mensch.

Banden bilden

Wuuul arbeiten seit gut zehn Jahren als Gruppe zusammen. Nun ist Gruppenbildung im Sinne einer »Paketvermarktung« auch im Kunstbetrieb keine unbekannte Strategie. Die Zusammenarbeit von Ingrid Scherr, Heino Stavermann, Peter Lynen, Jost Hücking und Alexander Hoepfner funktioniert jedoch noch anders. Spätestens seit dem gemeinsamen Nutzen der Ateliers und des Ausstellungsraumes in der Wendenstraße in den frühen neunziger Jahren wird die Auseinandersetzung mit der eigenen Arbeit, mit Kunst schlechthin, von ihnen innerhalb einer Versuchsanordnung geführt, die auf jeden erkennbaren Individualismus verzichtet. Es geht nicht darum, als Mitglied einer bestimmten »Schule« oder politischen Richtung wahrgenommen zu werden, sondern darum, sich als Gruppe künstlerisch weiter zu entwickeln, ohne dabei in eine zwar kollektiv gezeichnete, dafür aber nicht weniger stereotype Handschrift zu verfallen.

Den gemeinsamen Präsentationen geht eine Situation voraus, die durchaus klaustrophobische Züge trägt: Eingeschlossen in den Ausstellungsraum wird gestritten, diskutiert und sich gegenseitig ins Handwerk gepfuscht, so lange, bis die »zwingende Idee« gefunden ist. Ein Resultat, eine Vision, die alle überzeugt. Die Beiträge der fünf Künstler sind darin am Ende nicht mehr zu identifizieren. Im Laufe der Zeit hat sich die Arbeit dabei verlagert: Vom manifesten Dinge Erfinden und Ausstellen, wie noch in der Installation »Harrijassesnee« (1997) oder der Panoramazeichnung »Rotzglockenseppi« (1998), beide realisiert im Ausstellungsraum Wendenstraße, auf das gemeinsame Umsetzen einer Idee. Nach wie vor entsteht jedoch jede Präsentation, jede Performance an einem und für einen bestimmten Ort. Die Funktion des vorgelagerten, konstruktiven Gruppenkollers bleibt unverändert erhalten. Ein Grund, weshalb die konzeptuell angelegten Arbeiten weniger streng ausfallen als bei manchem solitär arbeitenden Künstler oder mancher Künstlerin – schließlich ist die Idee zuvor durch fünf Gehirne bewegt worden und wird kollektiv umgesetzt. Der »Bratling«, in dessen Konzeption auch die Frage nach der berühmten »Viele Köche verderben den Brei«-These anklingt, ist ein gutes Beispiel dafür.

Kriegerische Urhandlung

***Wohl*verdient:** *Mit dem Bratling-Flug seid ihr so bekannt geworden, dass sogar die »Micky Maus« über euch berichtet hat. Das Projekt wurde im Rahmen der Ostseebiennale Artgenda realisiert, die 2002 durch die Stadt Hamburg ausgerichtet wurde. Der Schwerpunkt des Hamburger Artgenda-Konzeptes lag auf der Kommunikation und Kooperation der Künstler untereinander. Worum ging es bei eurem Projekt?*
Wuuul: Um Schönheit. Und darum, mit extrem reduzierten Mitteln etwas zu entwickeln, das an die Grenzen dessen geht, was überhaupt möglich ist. Das Katapult ist die erste Kriegsmaschine, der Akt des Werfens eine raumschaffende Urhandlung, wenn du so willst. Unsere Arbeit hat viel mit diesen Größenverhältnissen zu tun. Den Leuten als zynische Geste eine Frikadelle vor die Füße zu schmeißen, war nie unser Ziel. Eigentlich war es ein skulpturaler Gedanke: Wir wollten, dass der Bratling schwebt. So eine Vision real werden zu lassen, ist eine ganz direkte Form, Leute mit Kunst in Berührung zu bringen. In den Bau von Grill und Katapult waren ganz unterschiedliche Typen involviert, auch viele Physiker und Statiker. Die gehen dann in ihren Alltag zurück und diskutieren die Probleme mit ihren Kollegen weiter.

11.144 Euro

Im Dezember vergangenen Jahres veröffentlichte die Bundesregierung die Zahl zum »gefühlten Elend«: 11.144 Euro betrug 2003 das durchschnittliche Jahreseinkommen von selbständigen Künstlern und Künstlerinnen in den Bereichen Bildende Kunst, Darstellende Kunst und Musik, so die Antwort auf eine große Anfrage der Opposition zur wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der künstlerischen Berufe und des Kunstbetriebs. Wie so oft ist die Statistik mit Vorsicht zu genießen: Die Erhebungen basieren allein auf dem Datenmaterial der Künstlersozialversicherung (KSK), der man ohne den Nachweis eines Mindestverdienstes durch eine freie künstlerische Tätigkeit überhaupt nicht beitreten kann.

Ohne Weiteres ließen sich etliche Beispiele anführen, die diese Zahlen (oder Schlimmeres) belegen. Und das nicht nur aus dem Bereich der Bildenden Kunst. Wenn hier nur die Gruppe Wuuul zu Wort kommt, dann deshalb, weil sich dahinter ein interessantes Arbeitskonzept verbirgt, das entstanden ist, um einer nicht nur in monetärer Hinsicht drohenden Verarmung in der Kunstwelt zu entgehen.

Eine Aneinanderreihung von Schicksalen zum Thema »viel Arbeit, kein Geld« ist ohnehin müßig. Die Situation ist für fast alle Bildenden Künstlerinnen und Künstler, die sich in dem großen Mittelfeld zwischen Ende der Ausbildungszeit und gesicherter Hochschulprofessur befinden, die Gleiche:

Sie verdienen wenig bis gar nichts mit ihrer Kunst, ganz unabhängig davon, wie viel Aufmerksamkeit ihrer Arbeit durch Kuratoren, Galeristen und Freunde entgegengebracht wird. Für die Teilnahme an einer Ausstellung wird im Idealfall das Material bezahlt, ein Honorar ist absolut unüblich. Öffentliche Fördergelder sind knapp und müssen jedes Jahr aufs Neue erkämpft werden, wie etwa die zehn Hamburger Arbeitsstipendien. Die Summen, die durch Ankäufe von Sammlern und Privatleuten bewegt werden, lassen sich schwer schätzen. Als kontinuierlicher Verdienst scheidet diese Möglichkeit für die meisten jedoch aus: Nicht alle Arbeiten eignen sich zum Verkauf. Und zu Zeiten, in denen selbst in gut gefüllten Tresoren ein Rezessionsgespenst hockt, wird ohnehin lieber in etablierte und tote Künstler investiert als in junge und weniger bekannte.

Konkurrenten beißen

Die Kompensationsformen unterscheiden sich natürlich: Jobs, vermögende Verwandte, Unterstützung durchs Sozialamt oder von jedem etwas. Es bedarf nur wenig Phantasie, sich vorzustellen, wie das im Einzelnen aussieht. Auch wenn man Dirk Peitz Recht geben muss, der in der »Süddeutschen Zeitung« (10.1.04) unter der Überschrift »Freiheit zur Armut« das Sterben von Künstlern an »innerem Brand« als überholten Mythos beschreibt, bleibt ein deprimierendes Bild: Das gesellschaftliche Interesse an Bildender Kunst ist marginal, die Kunstszene dünstet in ihrem eigenen Saft vor sich hin. Die ohnehin unbefriedigende Situation geht einher mit einem bissigen Konkurrenzverhalten, das wohl in keinem anderen kreativen Feld so ausgeprägt ist. Der Multimedia-Szene etwa geht diese spezielle Form von Hoheitswissen und Geheimniskrämerei vollkommen ab. Auch Musiker mögen sich mitunter persönlich hassen, finden sich jedoch auch immer wieder mit Artgenossen zu Bands zusammen.

Fesselspiele spielen

WohlVERDIENT: *Während der Staat sich auf der einen Seite immer mehr aus der freien Künstlerförderung zurückzieht, hält er auf der anderen Seite für die Kunst zahlreiche Aufgaben bereit. Die Biennale Artgenda beispielsweise dient dazu, mittels Kulturaustausch den Boden für gemeinsame wirtschaftliche Projekte der Ostseeanrainer-Staaten zu bereiten. Andere Projekte für Kunst im öffentlichen Raum, etwa in der Hafencity, werden ausgeschrieben, um dem neu entstehenden Stadtteil zu Identität zu verhelfen, oder zielen darauf ab, eine strukturelle Umnutzung vorzubereiten, zum Beispiel in der City-Nord. Der Kunst wird eine bestimmte Rolle zugewiesen und in diese wird investiert. Wenn dann in der Öffentlichkeit kontroverse Diskussionen entstehen, geht es vor allem um die geflossenen Gelder. Inwiefern beeinflusst das eure Arbeit?*

Wuuul: Die Rolle wird dir gar nicht zugewiesen, du weist sie dir selber zu. Wir freuen uns, wenn uns jemand einlädt, weil das heißt, dass wir unsere oft sehr aufwändigen Projekte realisieren können. Natürlich gibt es Grenzen, wie weit man sich funktionalisieren lässt. Ohnehin sind die äußeren Bedingungen immer ein Teil der Arbeit, sie fließen mit ein. So gesehen ist es sogar einfacher, sich in einem klar definierten Rahmen etwas auszudenken, das dann auch an diesen Rahmen stößt. Das hat viel mit diesen sadomasochistischen Fesselspielen zu tun. Je mehr gefesselt wird, desto leichter ist es, vielleicht nicht freie, aber zumindest befreiende Kunst zu machen. Nach dem Bratling wurden wir zum Beispiel in die City-Nord eingeladen. Die Vorstellung, dass wir dort für ›Aufsehen‹ sorgen, spielte mit Sicherheit eine Rolle. Uns war es wichtig, einen Weg zu finden, uns zwischen den riesigen Häusern zu behaupten, etwas zu schaffen, das größer ist als die Häuser. So kam es zu der Idee, von den Hochhausdächern zu jodeln, die City-Nord in einen riesigen Klangraum zu verwandeln. Der Kontrast zwischen Natur und Bergen, ein Bild, das das Jodeln unweigerlich hervorruft, und den funktionalen Bürobauten hat uns gereizt. Vor unserem Auftritt haben wir am ►

► Konservatorium Zürich eine Woche lang Unterricht genommen, also etwas komplett Neues gelernt. Für einige war das von der Stimme her sehr schwer und ungewohnt, andererseits hat es gut gepasst. Jodeln ist ja auch so etwas wie ein Gruppengespräch. Leider gab es ein Riesentrara um die Sicherheitsbestimmungen. Auf einige Dächer durften wir gar nicht rauf. Auch beim Proben gab es jede Menge Kollisionen mit der realen Welt: Es hat die Konferenzen in den umliegenden Büroräumen gestört.

Nachrichten verkaufen

Wohl VERDIENT: *Kommen wir noch mal kurz auf den Bratling zurück. Damals standet ihr im Mittelpunkt des Medieninteresses. Später wurde euch von anderen Künstlern vorgeworfen, ihr hättet dabei die Chance auf Öffentlichkeit für das an sich sehr progressiv gedachte Mutterkonzept der Hamburger Artgenda vertan und euch in den Vordergrund gespielt. Habt ihr in diesem Fall die Bedingungen, unter denen ihr das Projekt realisieren konntet, vernachlässigt?*
Wuuul: Die Anschuldigung ist absurd. Die Presse ist da, wo sie sein will. Costa Cordalis hat heute das Dschungel-Rennen gewonnen, meinst du, er kommt auf Seite Eins in der »Bild«? Nein, das Eheproblem von Frau Sowieso kommt auf Seite Eins, weil das die größere News ist. Genauso war das mit dem Bratling. Am Anfang haben wir immer auf den Gesamtzusammenhang Artgenda und die anderen Projekte hingewiesen. Sobald du jedoch den Arm dahin streckst, schalten sie die Kamera aus. Es interessiert sie nicht. Die Presseleute sind sich ihrer Macht sehr wohl bewusst. Die Medien haben sich dabei alle gleich verhalten, egal, ob »Süddeutsche«, die »Bild« oder die »taz«. Für alle war es eine Nachricht, die sich jetzt gerade verkaufen ließ. Es ging gar nicht um Kunst oder Meinung, es ging um den Marktwert einer Meinung. Der verantwortliche Redakteur der »Bild« hat wörtlich zu uns gesagt: Unser Ziel ist es, dass euer Projekt abgeblasen wird. Die wollten Politik machen. Hätten wir den Mietvertrag für den Platz nicht schon unterschrieben gehabt, nach der »Bild«-Kampagne wäre es nicht mehr möglich gewesen.

Nicht aufhören

Wohl VERDIENT: *Dadurch, dass sich mit Kunst, wenn überhaupt, nur ein sehr unsicheres Einkommen erwirtschaften lässt, gehört auch das Thema »kein Geld« zu den Grundbedingungen, innerhalb derer jede Arbeit stattfindet. Welche Auswirkungen hat das auf eure Produktion?*
Wuuul: Irgendwann wird die gesellschaftliche Verantwortung riesengroß. Dann kannst du nicht mehr sagen, ich mach jetzt hier meine Kunst nur so vor mich hin, sondern du hast diesen Anspruch im Kopf. Du bist wie ein gelähmter Mensch. Du kannst nicht aufhören und es geht nicht richtig weiter. Marktstrategisch gedacht, hätte man schon nach zwei Jahren sagen müssen: Wuuul, das bringt es nicht. So eine Gruppe ist für alle, die mit ihr zu tun haben, eine totale Überforderung. Natürlich versuchen wir, Geld zu verdienen. Realistisch gesehen, kannst du jedoch für fünf Leute nie und nimmer ein Einkommen erwirtschaften. Also versuchen wir zumindest unsere Projekte zu realisieren. |

www.wuuul.de

Heiterer Praktikantenstadl.

Sie wollen einen Fuß in die Tür bekommen, deshalb arbeiten sie umsonst oder für ein Taschengeld. Früher liefen sie im Betrieb mit, heute sind sie in Businesspläne und Abläufe fest eingeplant. Über den Aufstieg der Praktikanten zum Dauertiefpreis-Angebot auf dem Arbeitsmarkt.

von Andrea Ritter und Christoph Twickel

Twickel: ***Meine erste Praktikantin.*** *Die Tür ging auf und herein kamen eine resolute Mittvierzigerin und ein kleiner, bleicher Teenager. »Hier bring ich Euch die Sabine!«, rief Sabines Mutter in das verrauchte Souterrain-Büro im Portugiesenviertel. »Wann darf ich sie wieder abholen?« Wir waren eine Zwei-Schreiber-eine-Grafikerin-Redaktion und hatten noch nie eine Praktikantin gehabt. Sabines Mutter hatte wegen eines Schülerpraktikums angerufen. Wir hatten gedacht: Lass uns das mal ausprobieren, vielleicht kann sie uns Arbeit abnehmen. Wir fragten Sabine, was sie gerne machen würde. Sie sagte sehr leise: »Ich weiß nicht.« Sie schien keine Interessen zu haben, die mit unserem Umsonst-Mag für das Hamburger Musikleben zusammengingen. Ich schlug ihr vor, ein Manuskript abzutippen, (damals kamen Texte noch nicht per E-Mail). Stumm saß Sabine vor dem Bildschirm und tippte in Zweisekundenabständen Buchstaben in die Tastatur. Irgendwann merkte ich, dass das Tippen schon lange aufgehört hatte. Sabine saß vor dem Bildschirm, und machte keinen Mucks. Ich sah ihr über die Schulter. Wie befohlen hatte sie das Manuskript abgetippt. Ihr Text war ein einziges Bandwurm-Wort. Sie hatte sich nicht getraut zu fragen, wo auf der Tastatur das Leerzeichen liegt.*

Ritter: ***Mein erstes Praktikum.*** *Herr Doktor Riedle wog zwei Zentner. Mindestens. Die brauchte er aber auch, denn mit Hasen und Kanarienvögeln hatte er nichts am Hut. Dass ich in seiner Praxis landete, war auch nur ein Unfall. Bei der Planung des Schülerpraktikums lag ich im Krankenhaus und musste nun nehmen, was übrig war: Zwei Wochen Doktor Riedle, Spezialist für Großtiere. Zwei Wochen auf dem Beifahrersitz eines forstgrünen Passat-Kombi, zwei Wochen klarer Korn auf Resopalküchentischen. Dazwischen: Wurmkuren, Koliken, Kälber in Steißlage. Ich war 16 und hatte kein Problem mit Blut und Nachgeburt. Mein Problem war Doktor Riedle. Er redete weniger als ein fressunlustiges Schaf (Diagnose: Euterentzündung) und die norddeutschen Bauern beäugten mich wie eine neue Milbenart. Frauen gehören nicht in den Stall. Höchstens zum Melken. Schon nach der Hälfte des Praktikums hatte sich mein Wortschatz auf zwei Dinge reduziert: »Hohoho« und »Hoppala«. Ich lernte viel über die Kommunikation von alten Männern und rettete ein neugeborenes Ferkel vor*

Doktor Riedles Stiefeln. Der Ferkelbesitzer schenkte mir für diese Leistung ein Ei.

Eltern führen ihre Kinder in den Zoo: Schau mal, das ist ein echter Elefant. Schulen schicken Jugendliche zum Praktikum: Guck mal, das ist ein echter Arbeitsplatz. Wenn du auch einen haben möchtest, musst du ganz viele Praktika hinter dich bringen. Schülerpraktika sind meistens eine sinnlose und lästige Quälerei, für Praktikumsgeber wie -nehmer gleichermaßen. Erst nach der Schule, während des Studiums, kommen ernst gemeinte berufsorientierende Maßnahmen. Das ist noch aufregend, Rollentraining, eine Initiation in den Mythos vom Einstieg in den Aufstieg: Dein Arbeitsleben ist eine Baustelle. Bonuspunkte sammeln für die junge Karriere, für den Job, der dich wirklich erfüllt. Und eine Chance für die, die vorzeitig im mittleren Dienst gestrandet sind.

Markenartikler und Medien haben diese Fantasie längst zu werbeträgerfähigen Fun-Praktika ausgebaut: Der Marlboro-Summer-Job, die trendy Top-Jobs, die das Magazin »Prinz« verspricht ... Auf Plattenfirmen-Partys kann man auch schon mal einen Praktikumsplatz per Los gewinnen: Gratis für die Musikindustrie arbeiten! Und bei der Ausscheidung zum Veltins-Traumpraktikum »kannte der Jubel keine Grenzen. Mit hoch gerissenen Armen, der geballten Siegerfaust und Freudentränen feierten die frischgebackenen Musik-Manager, Stunt-Koordinatoren und Fußball-Manager bis in den Morgen«. »Sensationell!« »Einfach geil!« ►

► »Es war einfach nur Spitzenklasse!« Kein Wunder, dass »die anschließende Party im ›Hasenstall‹ des Veltins-Alpincenters mit DJ Andi absolut abging.« Power-Praktikant meets Mega-Karrierechance. Hölle, Hölle, Hölle.

Im wirklichen Leben erfüllen Praktika andere soziale Funktionen: Sie dienen der Selbstberuhigung, der Befriedung der Eltern nach dem Studium oder zwischen zwei Jobs, dem Überbrücken von Leerlauf, dem Auffüllen des Lebenslaufs. Im Jargon der Personalabteilungen klingt es nach einem fairen Deal: »Sie unterstützen das Team im Tagesgeschäft«, »lernen Abläufe kennen« und bekommen dafür »einen umfassenden Einblick« geboten. Das ganze dient dann der »Profilabrundung« und ist für alle Beteiligten eine feine Sache. Womöglich springen dabei sogar ein paar Euro heraus, auf jeden Fall aber ein paar Kontakte. Und am Ende gar ein Job? Oder vielleicht ein Ausbildungsplatz?

Ein Blick auf den Hamburger Arbeitsmarkt: Der Reiseveranstalter »Rainbow Tours« etwa bietet ein circa zwölfmonatiges »Volontariat« an. Für knapp 400 Euro monatlich darf man 40 Stunden wöchentlich im Betrieb mitarbeiten. Wenn alles gut läuft, bekommt man am Ende einen Ausbildungsplatz, zum Beispiel als Reisekauffrau oder -mann. Eine Garantie gibt es natürlich nicht. Den Bewerbern für dieses »Volontariat« wird empfohlen, so erzählt eine ehemalige Mitarbeiterin, beim Bewerbungsgespräch die Eltern mitzubringen, damit die gleich Bescheid wissen, dass ihnen ihr Nachwuchs trotz Einstiegs in das Berufsleben weiter auf der Tasche liegt. Noch erpresserischer geht der »Hamburger Stadtillustrierten Verlag«, bei dem unter anderem »Szene Hamburg« erscheint, mit Auszubildenden um. Einer Bewerberin bot der Verlag, der zu zwei Dritteln der SPD gehört, folgenden Deal an: Bevor sie ein zweijähriges Redaktionsvolontariat antreten könne, müsse sie, für 300 Euro monatlich, ein einjähriges Praktikum machen. Für dieses Praktikum wiederum war eine Probezeit von drei Monaten vorgesehen. Nach deren Ablauf schlug ihr der Geschäftsführer vor, die Probezeit um weitere drei Monate zu verlängern.

Ein Blick auf die Praktikumsplätze unter www.jobboerse.de: Vierwöchige Schnupperpraktika für Ahnungslose gibt's hier so gut wie gar nicht. Präzise job-descriptions sind die Regel. Unilever sucht jemanden fürs »Beschwerdemanagement«, eine PR-Agentur braucht Praktikanten für »Recherche und Organisation«, ein Logistikunternehmen für »Seminar- und Workshoporganisation«. Ein Online-Provider will seine Praktikanten »verantwortlich für die technische Durchführung von Web-Projekten« machen, »fundiertes Wissen« in Sachen Datenbanken ist erwünscht. Alles für null bis 600 Euro monatlich, drei bis sechs Monate lang.

Das Lexikon definiert das Wort Praktikum als »ausbildungsbezogene Maßnahme«. Und womöglich ist ein Großteil der Praktikanten tatsächlich im Rahmen eines Studiums, einer Ausbildung unterwegs. Ökonomisch gesehen sind Praktikanten mittlerweile jedoch einfach qualifizierte Billiglöhner auf Zeit. Fest eingeplant und eingebunden in Produktionsablauf und Betriebsalltag ermöglichen sie dem Unternehmen das Einsparen von Honorarkräften und Angestellten. Und dienen so in der Krise als personelle Knautschzone.

Ritter: ***Praktikantin sein.*** *Nach vier Jahren als fest angestellte Halbtagsjournalistin mal wieder ein Praktikum. Kontakte knüpfen, Arbeitsfeld erweitern – dieses Mal in der Redaktion einer krisengebeutelten Tageszeitung, die immerhin 250 Euro »Aufwandsentschädigung« zahlt. Dafür ist dann auch vertraglich geregelt, dass die Rechte sämtlicher Texte, die während der Praktikumszeit verfasst werden, an den Verlag gehen. Texte weiter verkaufen und Geld verdienen – nö. Umsonst arbeiten – ja, aber das dann bitte auch exklusiv. Jemand ohne nachweisbare Berufserfahrung wird hier gar nicht erst genommen. »Der Praktikant«, so der launige Personalchef, »muss heute eine eierlegende Wollmilchsau sein«. Was er damit meinte? Ich wanderte durch sämtliche Ressorts, übernahm Aufgaben vom Brötchenholen bis zur Endabnahme – und traf überall andere Praktikanten. Aus betriebswirtschaftlicher Sicht hatte sich die letzte Entlassungswelle also gelohnt: Wir waren die Spezialeinheit, die Multi-Task-Force im Betrieb. Ambitioniert, engagiert, belastbar. Irgendwann bekam ich sogar meine eigene Praktikantin. Hauptsache, der Laden läuft. Und wenn einer mal nicht funktioniert? Fliegt er halt raus. Für die übrigen heißt es: »Wir bleiben in Kontakt!« Jaja, sicher doch.*

Twickel: ***Praktikanten haben.*** *Sechs Jahre lang Redakteur gewesen, im Schnitt jeden Monat ein Praktikum durchgewunken. Macht, abzüglich der Urlaubszeit, ungefähr 66 Praktikantinnen und Praktikanten. 66 Mal schlechtes Gewissen. 66 Leute, die erleben wollten, wie das so ist, in einer echten Zeitschriftenredaktion. »Mal 'ne Plattenrezension oder 'ne Filmkritik schreiben, das wär schon was.« »Hmja, ähem, logen, aber du, ich bin jetzt gerade ein bisschen im Brast, könntest du mal kurz diese Liste abtelefonieren?« Die Engagierten, die, die erst ein oder zwei Praktika hinter sich gebracht hatten, schnappten sich eilfertig die Liste und los. Preise bei Frisören, Adressen von Fitness-Studios, Wegbeschreibungen zu Badeseen... Die Dauerpraktikanten kannten das schon mit dem Listenabtelefonieren. Einmal geseufzt und hängeschultrig zum nächsten Telefon: Adressen von Restaurants, Termine von Lagerverkäufen, Öffnungszeiten von Schwimmbädern... »Sag mal, wie wird*

man eigentlich Journalist?« »Puh, da gibt es kein echtes Rezept für. Irgendwie 'ne Affinität zu Sprache und Schreiben, das wär schon Voraussetzung. Aber du... ich muss jetzt hier gerade... hättest du nicht Lust 'n paar Leserbriefe zu schreiben? Darf ruhig auch ein kritischer dabei sein.« Manchmal gab's zu viel zum Abtelefonieren, dann konnte man eine Expraktikantin, einen Expraktikanten anrufen und einen Job anbieten. Acht Euro die Stunde, immerhin.

Vertraglich festgelegter Verzicht

Auch die Gewerkschaft ist schon drauf gekommen: »Es gibt ArbeitgeberInnen«, heißt es in der ver.di-Broschüre »Students at Work«, »die den Begriff ›Praktikum‹ benutzen, obwohl es sich um ein reguläres, befristetes Beschäftigungsverhältnis für Studierende handelt. Sie versuchen so durch einen Etikettenschwindel günstige Arbeitskräfte zu werben.« Mit ihrer Arbeitskraft erkauften sich Praktikanten ein Praktikumszeugnis mit schönem Briefkopf: »Ob das wirklich klug ist?« fragt ver.di in einem Anflug von ironischer Distanz, um den Ball dann duzenderweise zurück zu spielen: »Die Entscheidung liegt bei dir!«

Als wäre die Lohndrücker-Hiwi-Rolle von Praktikanten eine Gewissensfrage. Sind Gewerkschaften nicht mal gegründet worden, um nicht vereinzelt gegen Zumutungen am Arbeitsplatz ankämpfen zu müssen? Immerhin: Wer ver.di-Mitglied ist, kann sich arbeitsrechtlich beraten lassen. Und Rechtsschutzleiter Koch in Hamburg hat auch ein paar passable Tipps auf Lager: Wenn ein Unternehmen jemanden arbeitstechnisch in den Betrieb eingliedert, ist das ein Anstellung. »Wenn Arbeitsleistung erbracht worden ist, kann das für die Arbeit übliche Entgelt gefordert werden.« Und das orientiert sich am Tarifvertrag. Dass man sich meist bereits in den Praktikumsverträgen schriftlich bereit erklären muss, auf Lohn und weiterführende Beschäftigung zu verzichten, ändert daran nichts. Es könnte ja mal jemand auf die Idee kommen, nach abgelittenem Frust-Praktikum einen schönen arbeitsrechtlichen Prozess zu führen. Vielleicht gibt's dabei ja Unterstützung von der Gewerkschaft. |

Löhne, Honorare, Gehälter II

Was verdienst du?

*Auch wenn sie selber die Auskunft verweigern: **Wohl**verdient fand Wege, um in die Gehaltsabrechnungen verschiedener Berufsgruppen Einblick zu nehmen.*

Eine Autorin, die ein Sachbuch schreibt: Für ein 220 Seiten starkes Buch bei einem großen Verlag gibt es 2.250 Euro brutto Garantiehonorar. Mehr Geld fließt erst ab 10.000 verkauften Exemplaren. Der Arbeitsaufwand betrug rund sechs Monate à 40 Stunden wöchentlich, das macht im Monat 375 Euro Bruttoverdienst.

Eine Freie Journalistin: Kommt ganz darauf an, für welches Blatt geschrieben wird. Für einen 14.000 Zeichen langen Wissenschaftsbericht, das sind rund vier Heftseiten, gibt es zwischen 200 Euro und 1.300 Euro, je nach Auftraggeber.

Ein Romanautor: Jüngst gab es für jemanden eine Garantie von ganzen 500 Euro für ein komplettes Buch. Hoffentlich reicht das Geld für die beim Schreiben verqualmten Kippen ...

Ein Kneipen-DJ: In einer Szene-Kneipe auf St. Pauli muss er von 22 Uhr bis mindestens drei Uhr auflegen, manchmal geht's bis fünf Uhr. Honorar: 35 Euro brutto. Wenn er »nur« fünf Stunden auflegt, sind das sieben Euro die Stunde. Meist muss er zwei Taxifahrten bezahlen, aus eigener Tasche, um die Scheiben hin und her zu transportieren. Dann bleibt fast nichts.

Ein Club-DJ: Die Schicht geht von 22 Uhr bis etwa 5 Uhr. Wenn er die Leute zum Tanzen bringen soll und am Wochenende arbeitet, sind 150 Euro brutto pro Abend drin.

Ein Video-jockey: Im Club 300 Euro am Abend, beim Grand Prix d'Eurovision 1.500 bis 2.500 Euro für drei bis vier Stunden.

Der Chef der Deutschen Bank: Seit diesem Jahr monatlich 916.999 Euro brutto. Josef Ackermann hat sich gerade das Jahresgehalt selbst um 60 Prozent erhöht. »Seine Bezüge stiegen von 6,9 auf 11 Millionen Euro«, meldete die Süddeutsche am 10. März 2004 auf der Titelseite.

Wie der Esel hinter der Karotte.

Der zukünftige Arbeitsmarkt in Hamburg wird ein Paradies für Akademiker – gefragt sind allerdings nur Absolventen, deren Wissen in ausgewählten Wachstumsbranchen nützlich ist.

von Jarka Kubsova

Wegen umfassender Sanierungsarbeiten ist der Philosophenturm, das höchste Gebäude der Universität mitten auf dem Campus, zur Zeit von Planen und Gerüsten verhüllt. Mit einem Hang zu Allegorien könnte man sagen, dass die Riesenbaustelle den Zustand aller Hamburger Hochschulen recht treffend wiedergibt. Denn die befinden sich mittendrin in einem Strukturreformprozess, der mehr vorsieht als bloße Schönheitskorrekturen: Besser, leistungsfähiger und produktiver und vor allem ganz den Zukunftsvisionen des Senates entsprechend soll die Uni sein, die die Wissenschaftsbehörde unter der Leitung von Senator Jörg Dräger (parteilos) vor Augen hat.

Hamburg will im Städtevergleich ganz oben mitmischen – und das nicht nur bundesweit, die Stadt will es mit Metropolen in der ganzen Welt aufnehmen. Wie dieses ehrgeizige Ziel erreicht werden soll und vor allem welche Menschen hier in Zukunft arbeiten sollen, darüber herrschen ganz klare Vorstellungen. Festgehalten sind sie in dem Leitbild des Senats »Metropole Hamburg – Wachsende Stadt« von 2002. Auch für die sechs staatlichen Hochschulen ist darin ein konkreter Kurs vorgegeben: Jene Unternehmen, mit denen Wirtschaftsbehörde und Handelskammer liebäugeln, sollen auch passende Absolventen aus den Hamburger Hochschulen rekrutieren können. Anvisiert sind vor allem Branchen, denen das größte Wachstumspotenzial vorausgesagt wird. Dazu zählen etwa Luftfahrt, Hafen und Logistik, IT/Medien, Biotechnologie und Medizintechnik. Die Hochschulen sollen diese Wirtschaftszweige konsequent in Lehre und Forschung einbeziehen und so die Zukunftsfähigkeit des Standortes sichern. Nach der Bedeutung von Wissenschaften, die keinen direkten standortpolitischen Nutzen für die Unternehmen erwarten lassen, sucht man in dem Leitbild allerdings vergeblich.

Ungeachtet der allgemein vor sich hindümpelnden Konjunktur, die zunehmend auch die Arbeitssuche von Hochschulabsolventen erschwert – nach Angaben der Bundesagentur für Arbeit hat sich die Zahl der arbeitslosen Akademiker in Hamburg in den letzten zwei Jahren mehr als verdoppelt – bleibt die Wissenschaftsbehörde optimistisch. Schon in acht Jahren soll es in der Hansestadt dermaßen boomen, dass die Nachfrage nach Hochschulabsolventen um 60 Prozent steigen wird. In Zahlen heißt das: Statt 3.900 Absolventen im vergangenen Jahr bräuchte Hamburg 6.500 Akademiker im Jahr 2012. Diese Rechnung mit vielen Unbekannten präsentierte eine von der Wissenschaftsbehörde einberufene Expertenkommission und die Unternehmensberatung McKinsey im Januar 2003. Und die Fächer, aus denen die Kandidaten vorzugsweise stammen sollten, stehen ebenfalls fest: Die Stadt braucht mehr Ingenieur-, Natur-, Wirtschafts- und Erziehungswissenschaftler. Weniger begehrt dagegen sind Absolventen aus den Bereichen der Rechts-, Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften und der Architektur. Kunst und Musik spielen keine bedeutende Rolle.

Obwohl sich in der Vergangenheit nahezu alle Prognosen sowohl zur Quantität als auch zur Qualität von Hochschulabsolventen als falsch erwiesen haben, da es so gut wie unmöglich ist, den Bedarf über einen langen Zeitraum genau zu bestimmen, hält die Wissenschaftsbehörde an ihren spekulativen Zahlen fest und nutzt sie als Basis für eine Neuordnung der Studienplätze. Die einzigen Bereiche, die demnach mit zusätzlichen Finanzmitteln und Studienplätzen ausgestattet werden, sind vor allem die Ingenieur- und Naturwissenschaften. Andere Angebote werden deutlich reduziert oder sollen gar völlig verschwinden. So kämpft derzeit die Hamburger Universität für Wirtschaft und Politik (HWP) um ihre Existenz als eigenständige Institution. Nach den Plänen des Senats ist eine Fusion mit der Uni zu einer Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften vorgesehen, dies führt langfristig zu einer Halbierung der Studienplätze in diesen Bereichen. Auf dem Spiel steht dabei aber vor allem das besondere Profil kritischer Wissenschaft der HWP sowie ihre bundesweit einmalige Aufnahmequote von 40 Prozent für Studenten ohne Abitur. Auf der Abschussliste stehen außerdem das Institut für Pharmazie, das Archäologische Institut, die Studiengänge Sprachlehrforschung, Skandinavistik und Ethologie. Massiv trifft es auch den Bereich Psychologie und die Sektion Kunst der Hochschule für bildende Künste (HfbK). Hier werden mehr als 30 Prozent der Studienplätze abgebaut. Die Geistes-, Kultur- und Sprachwissenschaften sowie die Sozialwissenschaften werden 20 Prozent weniger Studienanfänger aufnehmen können. Starke Einschnitte müssen auch die Architekten und die Rechtswissenschaftler hinnehmen.

»Die Förderung der Profilbildung und Schwerpunktsetzung ist zwar alleine schon wegen der Mittelknappheit notwendig«, sagt Arne Heise, Professor für Volkswirtschaft an der HWP, »allerdings muss dieser Prozess aus den Universitäten herauskommen. Sie selbst

müssen sich darauf konzentrieren, worin sie wirklich gut sind, und nicht ausschließlich darauf, wo wirtschaftlicher Mehrwert zu erwarten ist.« Heise warnt davor, die Studienplätze ausschließlich nach dem von der Kommission vorgerechneten Arbeitsmarktbedarf auszurichten: »Dem Bedarf so hinterher zu rennen – wie der Esel hinter der Karotte – birgt immer die Gefahr, unstetige Ausbildungssituationen zu schaffen.« Die Lehrerausbildung sei dafür das beste Beispiel: Da zur Zeit Absolventen fehlen, werden die Kapazitäten wieder hochgefahren, die vor wenigen Jahren noch mangels Nachfrage gedrosselt wurden. Wenn dann 2012 der Lehrkräftemangel beseitigt ist, dürfte sich die Situation wieder drastisch geändert haben. »Statt dieses ständigen Stopp-and-Go der Kapazitätsanpassung sollte stärker nachfrageorientiert vorgegangen werden, denn Studienanfänger orientieren sich durchaus an künftigen Berufschancen«, so die Empfehlung Heises. Würde es allerdings nach der Nachfrage der Studierenden gehen, müssten vor allem die Bereiche Psychologie, Sport, Sozialwissenschaften, Sprach- und Medienwissenschaften am dringendsten ausgebaut werden.

Wie aber sollen die Hamburger Hochschulen zu mehr Absolventen kommen, ohne jedoch die Anzahl der Studienplätze erhöhen zu müssen, schließlich soll die Studienreform angesichts leerer Staatskassen kostengünstig sein? Zum einen geschieht dies durch Sanktionen gegen Langzeitstudenten – wer die Regelstudienzeit um vier Semester überschreitet, muss ab April diesen Jahres 500 Euro pro Semester zahlen – zum anderen soll der neue Studienabschluss Bachelor, der für fast alle Fächer als Regelabschluss vorgesehen ist, die Studienerfolgsquote enorm steigern. Für die meisten Studierenden ist damit die akademische Laufbahn nach rund sechs Semestern bereits beendet. Denn zu den vertiefenden Master-Studiengängen werden lediglich circa 50 Prozent der Bachelor-Absolventen an der Universität zugelassen – an den Hochschulen gar nur 25 Prozent. Kritiker sehen in dem neuen Studiengang nicht mehr als einen Durchlauferhitzer für die Massen, der durch zusätzliche Auswahlverfahren einen einheitlichen Bildungstypus produziert. Selbst die viel gepriesenen Vorteile eines europaweit anerkannten Abschlusses hält Thorsten Bultmann, Vorsitzender vom Bund demokratischer Wissenschaftler, »lediglich für ein Alibi für Kostenreduktion durch Bildungsabbau und Selektion. Mit einer Reform hat das nichts mehr zu tun.« |

Senatsdrucksache Metropole Hamburg – Wachsende Stadt: http://fhh.hamburg.de/stadt/Aktuell/senat/reden- und-dokumente/start.html, www.wachsende-stadt.hamburg.de

Wischen for compliments.

Klare Sicht an roten Ampeln: Für die einen ist es eine Freizeitbeschäftigung oder ein Jux. Andere versehen den Job vor einem ernsten Hintergrund: Wie die Osterweiterung der EU sich auch auf dem Autoscheibenputzermarkt bemerkbar macht.

VON SABINE ROLINSKI

Mit den ersten Sonnenstrahlen stehen die Autoscheibenputzer an den großen Kreuzungen: Frühlingsbeginn in der Großstadt. Unter der Sternbrücke läuft Rosa* die haltenden Autos ab, das Putzgerät hält sie den Autofahrern entgegen. Zweimal kommt sie zum Zug, dann ist die Rotphase vorbei. Sie wechselt sich mit Oleg* ab: Wenn sie wischt, späht er nach der Polizei und umgekehrt. Scheibenputzen wird von der CDU als Dienstleistung interpretiert, deren Erlös versteuert werden muss. Unter Federführung von Heiko Hecht (CDU Mitte) wurde im Januar 2003 gegen die Stimmen der GAL ein Antrag auf Verbot des »nicht gewerblichen« Scheibenputzens beschlossen. Seitdem ist es in der Szene hektischer geworden. Die Polizei fährt mit Argusaugen durch die Stadt.

„Höchstens eine Stunde bleiben wir an einem Ort«, erzählt Toni*, der aber inzwischen den Wischer aus der Hand gelegt hat. Fünf Jahre lang hatte er vorher selber an den Kreuzungen gestanden. Was geschähe, wenn das Team unter der Sternbrücke ein Gewerbe anmelden würde? Oleg frage ich, er versteht kein Deutsch, auf ein Interview angesprochen drängt Rosa mich weg, die Augen auf die Autoschlangen geheftet. Toni erzählt von den vielen polnischen Scheibenputzern, die in Hamburg unterwegs sind. Seit vier Jahren konkurrieren sie um die besten Kreuzungen. Deshalb hatte er zuletzt niemandem seine Plätze verraten: Sonst würden einen Tag später zehn polnische Kollegen dort stehen, sagt er. Auch in Berlin sind es Leute polnischer Herkunft, die sich den begrenzten Raum einer Kreuzung teilen. Uwe Rada, Autor und Osteuropa Experte, führt dieses Phänomen auf die Migrationswege von Ost nach West zurück. Wo auf welche Weise Geld verdient werden kann, diese Tipps werden von Poznan nach Berlin, Hamburg, und weiter gereicht.

Auch Alexander Off, Architekt und Teil des Hamburger Teams paca, bestätigt als Ex-Berliner und Neu-Hamburger die Hausmacht der Polen an Berlins Ampeln. In seinem Keller kramt er nach Aufklebern, die paca 1999 entwarf. »Blau heißt wischen, rot meint (ab-)zischen. Und zwar ohne Diskussionen, capito?«, hatte eine Frauenzeitschrift damals Sinn und Zweck der Kleber knackig zusammengefasst. Doch die blauen und roten Wischhinweise sind nach zwei Monaten wieder in der Versenkung verschwunden. »Damit wollte einer Geld verdienen«, lacht Toni. paca dachte eher an eine Kommunikationshilfe.

Als Toni 1997 nach Hamburg kam, hatte er in St. Pauli mit Wischen noch 200 DM in drei Stunden verdient. Die Touristen, grinst er. Mit seinem Freund zusammen haben beide auf eigene Tasche geputzt. Zuletzt brachte es nur noch fünf Euro in der Stunde ein. Es machte ihm schließlich keinen Spaß mehr, an der Straße zu stehen und wie ein Bastard behandelt zu werden. Für die Autofahrer sei es schwer zwischen solchen und solchen zu unterscheiden. Drogenabhängige, die trotz eines »Neins« wischen und kassieren wollen, hätten das Klima kaputt gemacht. Für Toni ist eine korrekte Dienstleistung Ehrensache. Ein Berufsethos findet sich eben auch unter einer Kapuzenjacke.

Heute hält er vor einem Supermarkt den Kunden seinen Pappbecher hin. Darin sammeln sich immerhin zehn Euro in einer Stunde. Das kommt aber auch daher, dass ihn hier alle kennen. Er sagt öfter Hallo als Danke. »Ist ja auch eine Art Arbeit«, witzelt er unbeholfen. |

** Namen geändert*

Kirche der weichen Arbeit.

Auffallend häufig hört man derzeit wieder Menschen verkünden, sie arbeiteten gerne viel und hart. Vor allem in den so genannten Kreativberufen gilt der Acht-Stunden-Tag als Obszönität. Der gesellschaftliche Druck auf die Faulpelze wächst stetig. Einer von ihnen wehrt sich jetzt.

von Detlef Diederichsen

Lazy Bones,
sleeping in the sun
how you think you'll ever get
your day's work done
you'll never get your day's work done
sleepin' in the noon day sun

When 'taters need sprayin'
I guess you keep prayin'
the bugs fall off of the vine
and when you go fishin'
I bet you keep wishin'
The fish don't grab at your line

Hoagy Carmichael: »Lazy Bones«

Talente sind ungleich verteilt. Der eine kann keinen Nagel gerade in die Wand treiben, der andere baut nach Feierabend ohne Anleitung kleine Dampfmaschinen. Einem fallen in der Badewanne ganze Sonette ein, ein anderer braucht drei Jahre, um einen Brief fertig zu schreiben. Es gibt Meisterschaft in den abenteuerlichsten Dingen: Oberton singen, wie-eine-Göttin-aussehen, den Fehler finden. Ich verfüge zum Beispiel über herausragende Fähigkeiten im Prokrastinieren. Dazu später.

Diese Verteilungsungerechtigkeit ist aber noch gar nichts gegen die Vergütungsungerechtigkeit. Nicht jedes Ausnahmetalent erwacht täglich mit einem Goldstück unter dem Kissen. Große Begabungen auf dem Gebiet der Lyrik, der Lusitanistik oder der lateinamerikanischen Standardtänze wissen, wovon ich rede. Alle anderen Leser mögen im Geiste die Gehaltsabrechnungen von Zinedine Zidane und dem Skip der norwegischen Herren-Curling-Nationalmannschaft miteinander vergleichen, die eines mittelmäßigen Rock-Tiers und eines brillanten Bratschisten, eines pflichtbewussten Drehers und seines lebensfrohen Chefs.

So wenig die Größe des Talents die Höhe der Bezüge bestimmt, tut es das Arbeitsvolumen. Der Fußballprofi trainiert nicht länger als der Volleyballprofi. Die Arbeit in einer Werbeagentur ist kaum anstrengender, als die unter Tage. Nicht die Härte der Arbeit macht die Höhe des Einkommens aus. Auch wenn sie uns das immer erzählen wollen, die Schweine.

Aber was ist das überhaupt, dieses »hart« in »hart arbeiten«? Ist Arbeit hart, wenn sie keinen Spaß macht? Zeitaufwändig ist? Körperlich anstrengend? Vielleicht all das zusammen. Ich gebe zu: Bis heute weiß ich nicht, was »harte« Arbeit ist. Der Begriff ergibt für mich keinen Sinn.

Umso verstörender finde ich, dass sich »hart« und viel arbeiten zunehmend als unangreifbare Tugenden etablieren. Überall hört man das stolze Gejammer irgendwelcher Thirtysomethings, sie hätten für gar nichts mehr Zeit, weil sie so viel arbeiteten. Andere brüsten sich, sie hätten eine Position, einen Lebensstandard, Erfolge erreicht, weil sie hart arbeiteten. Darunter müssten natürlich die Familie und das Hobby leiden, aber, naja, hähä, Sie wissen schon. Bitte? Wovon reden diese Menschen? Welche Geschichten will man uns wirklich verkaufen?

Vielleicht brauchen diese Leute eine Rechtfertigung für die Höhe ihres Gehalts.

Möchten sich potenziellen neuen Arbeitgebern empfehlen. Suchen Ausreden, um so wenig Zeit wie möglich zu Hause zu verbringen. Müssen Leere mit im Büro, bei beruflichen Anlässen und unterwegs verbrauchter Zeit auffüllen. Wollen nichts hören und sehen. Als verlässliches Verdrängungsinstrument ist Arbeit ja seit eh und je bewährt. Aber ist das ein Leben?

Auf jeden Fall verliert man so mit der Zeit das Interesse an allem, was nicht im unmittelbaren Berufsorbit herumschwirrt. Bücher lesen, ins Kino gehen, irgendetwas selber machen – nur noch blasse Erinnerungen. Man findet, dass früher alles besser, zumindest interessanter war, weil man das gegenwärtige Geschehen nicht mehr einordnen, geschweige denn bewerten kann. Der Gesichtskreis wird stetig kleiner. Die Neugier ist weg. Man schrumpft.

Als ich mal für einige Zeit in einer Agentur arbeitete, kam ich eines Tages kurz vor zehn Uhr morgens ins Büro, wo mich bereits eine Kundin erwartete. Angesichts meines für ihre Gewohnheiten späten Eintreffens sagte sie mit einer Mischung aus Erstaunen, Neid und Unverständnis: »Na, du hast ein Leben!« Ich hoffe, sie hatte Recht. Doch ein Leben außerhalb des Jobs kann mitunter Misstrauen erregen. Es stört.

Aber gehört zu einem fortschrittlichen Menschenbild nicht eine gewisse Balance? Sollte man nicht vietnamesisch kochen können? Uruguay besuchen? »Die Brüder Karamasow« lesen? Sich noch einmal Gedanken machen, was da neulich Abend wirklich passiert ist? Es einordnen und daraus Konsequenzen ziehen können? Sollte man sich nicht die Zeit dafür nehmen? Und die neu gekaufte CD nicht nur einmal flüchtig anspielen und dann auf Nimmerwiederhören ins Regal stellen? Sollte all dies nicht zumindest möglich sein? Und sollte man nicht die Möglichkeit haben, seine Talente zu entdecken und auszubilden?

Zeit zum Aus-dem-Fenster-Starren

Dann ist es an der Zeit, zur weichen Arbeit zu konvertieren, Leute. Seid faul und schämet euch nicht! »All work and no play makes Jack a dull boy«, wie der Engländer sagt. Für eine begrenzte Zeit bis zur Erschöpfung knüppeln, mag unter bestimmten Umständen angezeigt sein und auch Spaß machen. Zum Dauerzustand sollte es nicht werden. Es muss Platz sein für andere Dinge, fürs Prokrastinieren (ein kleines Spielchen, bei dem man sein schlechtes Gewissen betrügt, indem man statt der anstehenden großen, schweren Aufgabe, eine andere schwere, aber nicht ganz so große Aufgabe erledigt), fürs Aus-dem-Fenster-Starren, Schlafen, Spazierengehen. Meiner Erfahrung nach steigert ein solcher Mix letztlich sogar die Produktivität, was wohl auch jene US-Unternehmen bestätigen können, die ihren Angestellten Mittagsschläfchen verordnen.

In jedem Fall macht es wachere, besser balancierte, ganzheitlichere, rundere Menschen aus uns. Man kann das wirtschaftlich nutzen, muss es aber nicht. Man wird sich dann faul nennen lassen müssen und es nach der gemeinhin verbreiteten Definition auch sein. Man wird doppelt so gut sein müssen, wenn man Leuten die Qualität seiner Arbeit beweisen will, die es gewohnt sind, die handelsübliche Fleiß-Mimikry vorgeführt zu bekommen. Es wird einem aber doppelt so gut gehen und Dinge, die einem wichtig sind, wird man doppelt so gut machen.

Interessant zu sehen, dass in einer Zeit, in der immer ungenierter die Abschaffung von Gewerkschaften und Tarifautonomie gefordert wird, in der Arbeit wieder zu einer Ware werden soll, die auf einem gänzlich unregulierten Markt zu einem aushandelbaren Preis und zu aushandelbaren Bedingungen verkauft wird, der Fleiß-Mythos nach wie vor unantastbar ist. Es wäre für einen Arbeit-Geber (Arbeit-Käufer wäre der passendere Begriff) wohl eine beunruhigende Vorstellung, dass die eingekaufte Ware das eigene Wohlergehen als oberste Priorität setzt. Auch wenn man eine Welt der vielen kleinen Ich-AGs aufzubauen versucht: Ab Schichtbeginn sollen sich die AGs wie traditionelle Werktätige aufführen. Der Glaube an den guten alten Fleiß-Faulheits-Dualismus ist da eine wertvolle Hilfe. |

Löhne, Honorare, Gehälter III

Was verdienst du?

Ein Booker: Wer Bands in den üblichen Musikläden bucht, bekommt meist zehn Prozent von den Einnahmen an der Tür. Dafür muss er im Vorfeld eine Menge Telefonate erledigen, auch mal mit dem Ausland.

Ein Künstler, der eine Hummel-Hummel-Figur anmalt: Zwischen 800 und 1000 Euro.

Ein selbständiger Kneipier auf St. Pauli: Er sagt, es sind rund 1.200 Euro brutto im Monat. Dafür arbeitet er mindestens 40 Stunden die Woche, aber hat viel Spaß.

Ein Zimmermädchen in einem Hotel: Sie hat acht Euro brutto die Stunde, oft mit einem Minijob-Vertrag. Ein bei »Opusforum Hamburg« inserierendes Unternehmen bot für 20 Stunden in der Woche circa fünf Euro pro Stunde an.

Eine Kellnerin auf dem Kiez: Kriegt auch acht Euro brutto die Stunde. Entweder Schwarzgeld oder als Minijob.

Ein Verkäufer von Coffee-On-Rolls in der U-Bahn Jungfernstieg: Acht Euro brutto, kurz bevor er wegen zu hoher Gehaltsforderungen seinen Job verliert.

Eine Beraterin bei IBM: 4280 Euro brutto bei einer Vier-Tage-Woche, alleinerziehend, mit elfjähriger Berufserfahrung.

Eine PR-Büroassistenz: 1300 Euro brutto bei Halbtagsjob, 20 Std. Fürs Briefmarkenkleben recht lukrativ.

Ein Kriminalkomissar: 27, ledig, 40 Stunden/Woche: 2,214 Euro brutto. Seit dem letzten Jahr gibt es knapp 40 Prozent weniger Urlaubs- und Weihnachtsgeld.

All die mehr oder weniger ungelernten, angelernten RaumpflegerInnen, Nachtwachen, Servicekräfte, Küchenhilfen, Verkäufer, Bürofachkräfte: Laut »Opusforum Hamburg« sind das alles 400-Euro-Jobs. Der durchschnittliche Stundenlohn liegt bei 6,66 Euro.

Six feet under.

Es gibt Menschen, die durch ihre Arbeit jeden Tag mit Trauer und Tod konfrontiert werden. In Bestattungsinstituten und Krematorien wickelten sie ihre Arbeit lange Zeit mit dezenter Routine ab. Doch das düstere Gewerbe lässt langsam ein wenig Licht herein, denn immer mehr Hinterbliebene wollen ihre Trauer nicht in ein Schema pressen lassen.

von Andreas Blechschmidt und Stephanie Janssen

Das Schaufenster ist schlicht gestaltet. Lamellenvorhänge verbergen den Blick auf den dahinterliegenden Raum. Die Dekoration besteht aus hellem Kies, der auf den Boden ausgestreut ist. Drei Urnen sind hineingesetzt: eine dunkelrote, eine rustikal-beige und eine, die Jesus in blauen Wolken zeigt.

Im Bestattungsinstitut Karl-Heinz Rodehorst in Altona ist alles so, wie man es erwartet. Am Telefon begrüßt Mitarbeiter Jens Dahms die Anrufer mit gemessenem Ernst. In den weißen Büroräumen bleibt der dünne Mann immer sachlich. »Die erste Frage ist stets, wo denn der Mensch gestorben ist: Im Krankenhaus, im Pflegeheim oder zu Hause.« Die Todesfälle ereignen sich heutzutage jeweils zu einem Drittel an diesen drei Orten. Dementsprechend organisiert Dahms dann den Transport von Verstorbenen oder benachrichtigt ihre Angehörigen. »Bestatter bin ich nur aus Zufall geworden«, sagt der 34-jährige. »Mein damaliger Nachbar bat mich einzuspringen, als bei einem Leichentransport mal Not am Mann war.« Dahms begann bei ihm eine Umschulung zum Bürokaufmann und blieb in dem Gewerbe. Es gibt ihm ein gutes Gefühl, Menschen in einer schwierigen Situation beistehen zu können.

Für klassische Bestatter besteht heute ein Großteil der Arbeit daraus, den Trauernden durch den Dschungel aus Vorschriften und Formularen zu helfen. Wer möchte, kann sich – bis auf die Unterschrift – die Formalitäten komplett abnehmen lassen. Dennoch müssen die Trauernden vieles entscheiden. Soll es ein Reihen- oder ein Wahlgrab sein, auf welchem Friedhof soll die Beisetzung stattfinden? Möchte man den Sarg aus Eiche oder Kiefer? Wird der Gestorbene aufgebahrt? Soll eine Trauerfeier stattfinden? Oft beginnt deshalb die eigentliche Trauer erst nach der Bestattung. Dahms meint: »Die Organisation dieser Sachen lenkt die Menschen ab. Aber wenn sie zu Hause zur Ruhe kommen, dann sind die Gedanken auch wieder da.«

Für Claus Sasse und Christian Hillermann sollen Abschied und Beerdigung möglichst schon Bestandteile der Trauerarbeit sein. Die beiden Bestatter eröffneten im Oktober 2003 das »trostwerk« in Eimsbüttel und bieten Trauernden Raum und Zeit, individuell Abschied zu nehmen. Vor allem möchten sie den Hinterbliebenen klar machen, dass kaum

Regeln zu erfüllen sind. Der Tote kann ruhig noch eine Weile im Hause bleiben oder dort, wo ein Abschied in vertrauter Umgebung möglich ist. Viele befürchten, ein Gesetz zu brechen, wenn der Bestatter nicht möglichst schnell die Leiche mitnimmt. Aber der Verstorbene darf in Hamburg 36 Stunden an einem privaten Ort bleiben, eine Verlängerung kann problemlos beantragt werden. Hillermann sagt: »Wir möchten der Entsorgungsmentalität etwas entgegen setzen. Viele denken, ein toter Körper sei abstoßend oder giftig. Dabei kann die Anwesenheit des Verstorbenen bei der Trauer sehr helfen.« »Wollt ihr nicht mitmachen?« – Wer Hemmungen hat, sich dem Toten zu nähern, kann vielleicht zuerst ein Handtuch halten. Hillermann berichtet, dass die Trauernden oft ihre Beklemmungen überwänden und dann das Waschen und Ankleiden des Gestorbenen ganz selbstverständlich übernähmen. Das mag für viele befremdlich wirken, aber die alternativen Bestatter wollen an dem Tabu rütteln, dass das Thema Tod zementiert. Für sie muss Sterben nicht grundsätzlich schwer und düster im Verborgenen stattfinden. Und so erlauben die Schaufenster auch den unverhüllten Blick in die blassgelb gestrichenen Räume des trostwerk. Ein rot-gelb lasierter Sarg ist zu sehen, an den Wänden hängen Mini-Exemplare von Sargdeckeln in verschiedenen Farben. Die Offenheit soll Passanten und Neugierige einladen, auch ohne traurigen Anlass ins trostwerk zu kommen. Wie die 81-jährige Frau, die spontan nach dem Preis des ausgestellten Sarges fragt. »Ich hab noch keinen gesehen, wo ich so gerne drin liegen würde.« Er kostet 610 Euro.

90 Minuten bei 1200 Grad

Rolf Kuhles kam ebenfalls durch »blanken Zufall« zu seinem Beruf. »Per Annonce wurde ein Krematoriumsleiter gesucht. Ich wurde aus 136 Bewerbern ausgewählt.« Seit 1995 leitet der 55-jährige die Anlage in Öjendorf. Vergangenes Jahr wurden hier 15.710 Verstorbene eingeäschert. »Ich mache eine ganz normale Arbeit, die nur in dem Sinne nicht normal ist, dass ich täglich mit Tod und Sterben zu tun habe«, sagt er. Seine 41 Angestellten arbeiten in 24-stündigem Schichtbetrieb. Im Minutentakt fahren Leichenwagen vor und bringen Verstorbene, die umgehend im Computersystem erfasst werden. Laut Kuhles sind Mehrfach-Kontrollen eingebaut, um Verwechslungen auszuschließen. »Ich kann jedem in die Augen gucken und sagen: Jawoll, das ist jetzt deine Oma.«

In der geräumigen Verstorbenenhalle werden die Toten in Kühlfächern gelagert. Die Mitarbeiter erledigen das Umsargen in den von den Angehörigen gewählten Sarg, bereiten die Trauerfeiern und die obligatorische zweite Leichenschau vor. »Wir wollen schließlich nicht, dass vorne Herzversagen draufsteht und hinten steckt das Messer«, meint Kuhles. Daher muss vor jeder Einäscherung der Gerichtsmediziner sicherstellen, dass alle Angaben auf dem Totenschein stimmen. Dann werden die Toten bei Temperaturen von bis zu 1200 Grad Hitze verbrannt. Nach 90 Minuten ist die Einäscherung abgeschlossen. Ein Mitarbeiter sammelt Dinge wie Hüftprothesen oder Sargnägel mit einem Magneten aus der Asche. Eine Art Staubsauger entfernt anschließend die leichtere Asche des Sarges und der Totenkleidung aus der Knochenasche. Größere Knochenstücke werden gemahlen und schließlich in das »Aschegefäß« gefüllt.

70 Prozent seiner Arbeitszeit investiert Kuhles, um sich in diesem gleichzeitig technischen aber auch sensiblen Arbeitsfeld um die Verfassung seiner Mitarbeiter zu kümmern. Die Schmerzgrenze der Belastung ist für ihn erreicht, »wenn du davon träumst, dass der neben dir steht, den du gestern angezogen hast. Dann musst du weg hier.« Doch die geringe Fluktuation unter seinen Mitarbeitern bestätigt ihm, dass er eine ausgewogene Arbeitsatmosphäre geschaffen hat.

Aber auch um Transparenz nach außen ist Kuhles bemüht, denn über Krematorien kursieren viele Vorurteile. »Es gibt immer mehr Leute, die wissen wollen, was hier abläuft.« So möchte eine steigende Zahl von Trauernden bei der Einäscherung dabei sein – allein im letzten Jahr gab es über 30 Anfragen. Entsprechend wurde ein Abschiedsraum geschaffen, von dem aus durch eine Glasscheibe das Einfahren des Sarges in den Ofen verfolgt werden kann. Für Interessierte bietet der Krematoriumsleiter regelmäßig Führungen durch den Betrieb und jährlich einen Tag der Offenen Tür an.

Ob alternativ, klassisch oder technisch, die »Arbeiter mit dem Tod« leisten etwas, womit viele Menschen nichts zu tun haben möchten. Wie wirkt sich der tägliche Tod auf das eigene Leben aus? Rolf Kuhles stimmt es nachdenklich, dass »die Einschläge auf den Grabsteinen immer näher kommen«. Auch für Jens Dahms aus Altona ist die Angst vor dem Tod nicht kleiner geworden. Der Beruf erinnert ihn immer wieder an die Endlichkeit des eigenen Lebens. Und Christian Hillermann aus Eimsbüttel achtet darauf, sich »täglich darum zu kümmern, wie ich mein Leben lebe – um mich nicht in Nebensächlichkeiten zu verlieren«. |

Die letzte Mark für den Sarg

von Stephanie Janssen

Den teuren Sarg vor der Verbrennung durch ein billiges Modell ersetzt? In Tschechien eingeäschert, aber die Hamburger Gebühren berechnet? Auch das Bestattungsgewerbe kennt Schwarze Schafe. Im sensiblen Bereich zwischen Trauer und Kommerz kann durch Skandale eine ganze Branche in Verruf geraten. Doch Edda Castelló, Leiterin der Rechts- und Finanzabteilung der Verbraucherzentrale Hamburg, urteilt: »Da wird schon ganz gut verdient und es geht manches Unberechtigte über den Tisch. Aber ich kann nicht behaupten, dass bei Hamburger Bestattern Betrug und Schummelei an der Tagesordnung sind.« Sie rät allen Betroffenen, keine voreiligen Entscheidungen zu treffen, einen Hauch von Rationalität zu bewahren und eventuell eine Vertrauensperson zu bitten, die Preise beim Bestatter zu vergleichen. Die Verbraucherzentralen bieten zu diesen Fragen den ausführlichen Ratgeber »Was tun, wenn jemand stirbt?« an, der unter anderem Richtlinien für die Kosten eines Begräbnisses liefert.

Hegt man Zweifel an der Rechnung des Bestatters, so empfiehlt Castelló, zuerst nur einen Teil der Forderungen zu bezahlen und sich bei der Verbraucherzentrale rechtlich beraten zu lassen. Hemmungen nach dem Motto, »dass man dem lieben Toten nichts gönnen würde«, seien hier fehl am Platz; einige wenige Bestatter bauten sogar auf diesen Effekt. Die Verbraucherzentralen gehen daher auch von einer hohen Dunkelziffer an Delikten in diesem Bereich aus. »Ich würde meine Hand dafür ins Feuer legen, dass hier berechtigte Reklamationen einfach nicht vorgetragen werden«, sagt Castelló, »denn vielen Menschen sind materielle Dinge in einer Trauerphase vollkommen egal«.

Verbraucher-Zentrale Hamburg e.V., Kirchenallee 22, 20099 Hamburg, Telefon: 040 / 24832-0, www.vzhh.de

Nudeln mit Maggi.

Unserer Gesellschaft geht die Arbeit aus. Trotzdem gilt Erwerbslosigkeit weiterhin als selbst verschuldetes Schicksal. Wer keinen Job hat, gilt als zu blöde oder zu faul, um Arbeit zu finden. Ein Bericht über das Leben in der angeblichen sozialen Hängematte.

von Susie Reinhardt

Die Medien berichten gerne über leichte Themen. Tiere, Sex und kleine Kinder gehen immer gut, lautet ein beliebter Spruch aus der Branche. Aber Arbeitslose? Schließlich will der Leser doch unterhalten werden und sich nicht mit dem Elend anderer Leute belasten, heißt es. Dabei ist Arbeitslosigkeit mit Millionen Erwerbslosen ein Massenphänomen. In Hamburg lag die Arbeitslosenquote im Januar 2004 bei zehn Prozent, so das statistische Landesamt.

Uns geht die Erwerbsarbeit aus – das zumindest prophezeien Wirtschaftswissenschaftler wie Ralf Dahrendorf von der London School of Economics. Kein Wunder, dass Arbeitsplätze fehlen. Firmen fusionieren und sparen ganze Abteilungen ein. Konzerne bauen Personal ab, menschliche Arbeitskraft wird durch Maschinen ersetzt. Bezahlte Arbeit ist zum knappen Gut geworden. Auch der Soziologe Ulrich Beck prognostiziert, dass Erwerbsarbeit künftig nicht mehr für alle verfügbar sein wird. Trotzdem tun Politiker so, als sei es nur eine Frage der Zeit, bis wieder mehr Arbeitskräfte nachgefragt werden. Sie vertrösten Bange und Betroffene mit dem Aufschwung, der quasi schon vor der Tür steht und in Kürze sein mit Arbeitsplätzen gestopftes Füllhorn über dem Land ausschütten wird. Schön wär's.

Längst sind nicht mehr nur die üblichen Verdächtigen, wie Schule-Schmeißer, Diplombiologen und Geisteswissenschaftler, betroffen. Inzwischen wissen auch Computerfachleute und Journalisten, dass Arbeitslosigkeit das eigene Leben radikal umkrempelt. Es beginnt beim Geld, weil Erwerbslosen fast jeder zweite Euro im Portemonnaie fehlt. Das Arbeitslosengeld beträgt rund 60 Prozent (mit Kind 67 Prozent) des letzten Nettoeinkommens, bei Arbeitslosenhilfe sind es nur noch rund 53 Prozent (mit Kind 57 Prozent), informiert die Broschüre der Arbeitslosen-Telefonhilfe. Mit Sozialhilfe wird es noch enger.

Martina ist Illustratorin und seit zwei Jahren arbeitslos, sie möchte anonym bleiben. Weil ihr das Geld vom Amt nicht zum Leben reicht, ist ihr Dispo bei der Bank längst ausgereizt. Zusätzlich hat sie sich von Freunden Geld geliehen und dadurch das ungute Gefühl, »in jedermanns Schuld zu stehen«. Sie hofft, bald einen Job zu bekommen. Bis dahin spart sie auch am Essen, ernährt sich viel von »Nudeln mit Maggi«.

Am kurzen Zügel geführt

Neben finanziellen Sorgen fühlen sich viele vom öffentlichen Leben ausgeschlossen. Michael Lange ist gelernter Erzieher, Diplompsychologe und seit zwölf Jahren auf Arbeitssuche. Über die Jahre bekam er »rund 400 Absagen«. Er lebt in einer Altbauwohnung unterm Dach auf 36,5 Quadratmetern, bekommt »knapp über 600 Euro Arbeitslosenhilfe«. Davon zahlt er »290 Euro Miete und Betriebskosten, rund 25 Euro Strom, Wasser, Telefon- und Internetgebühr.« Lange leidet vor allem darunter, dass er mangels Geld kaum am gesellschaftlichen Leben teilnehmen kann. »Wenn ich mir mal einen Film im Kino ansehen will, ist das nicht möglich«, sagt Lange. »Ich bin 52 Jahre und Single und das nicht von ungefähr. Man kann sich als Arbeitsloser eigentlich nur zu Hause aufhalten, weil alles andere etwas kostet. Das Internet ist noch am besten zur Kontaktpflege geeignet, weil es relativ billig ist.« Lange leistet sich einen kleinen Hund. »Der ist für mich wichtig, ich brauche ihn für meine psychische Gesundheit.«

Wer keinen Job hat, kommt nicht nur weniger unter Menschen. Für die meisten ist der Beruf auch Teil der Identität, so der Soziologe Beck. Und wer seine Fähigkeiten nicht anwenden kann, büßt oft einen Teil des Selbstbewusstseins ein. »Unsere Leistungsgesellschaft definiert sich ja über Arbeit: Hast du keine, bist du nichts«, sagt auch Martina. »Wenn ich Leute kennen lerne hoffe ich immer, dass sie mich nicht gleich fragen, was ich beruflich mache. Ich finde es beschämend zu sagen, dass ich arbeitslos bin. Weil der andere entweder denkt, ›die Arme!‹ oder ›die Faule!‹, beides passt mir nicht.«

Dazu kommt, dass Erwerbslose sich von den Behörden wie Drückeberger behandelt fühlen, die sich auf Kosten der Arbeitenden einen Lenz machen. Die neuen Bundesgesetze (Hartz III und IV) weisen in diese Richtung. Arbeitslose werden am immer kürzeren Amtszügel geführt, ihr Bemühen, einen Job zu finden, strenger kontrolliert. Wer Single ist, soll gefälligst von Kiel bis Konstanz Arbeit suchen, einen Berufsschutz gibt es nicht. Das heißt, »zumutbar ist jede Beschäftigung, die der Arbeitslose ausüben kann und darf«, so die Arbeitslosen-Telefonhilfe.

Zu den Schikanen der Arbeitsämter gehört es, Arbeitslose immer häufiger zu Terminen zu bestellen. Wer nicht kommt, muss mit Leistungskürzungen rechnen. »Dieses Abhängigkeitsverhältnis gegenüber den Behör-

den« findet Peter Sachau schlimm. Er ist 55 Jahre, gelernter Hotelfachmann, hat Betriebswirtschaft studiert und zuletzt als Prokurist gearbeitet. Er ist seit fünf Jahren arbeitslos und findet die Termine auf dem Amt demütigend. »Der Vermittler fragt dann, was ich getan habe. Er ist gar nicht unfreundlich, aber mich stört die Verlogenheit dieser Termine. Dass die Mitarbeiter nicht den Mut haben, klar zu sagen: ›Wir haben nichts für Sie‹.«

Florida-Rolf vs. Frankfurt-Josef

Inzwischen gibt es viele Menschen, die schon mal arbeitslos waren. Jeder hat wohl Freunde oder Bekannte, die ihre Tage mit dem Schreiben von Bewerbungen statt im Büro verbringen. Müssten dann nicht allmählich die Vorurteile gegen Arbeitslose schrumpfen? »Im Gegenteil«, sagt Christine. Sie ist Kulturwissenschaftlerin, seit fünf Jahren arbeitslos und möchte nicht erkannt werden. »Ich habe den Eindruck, dass die Angst davor, selbst arbeitslos zu werden, immer größer wird. Wer Arbeit hat, sucht sich unbewusst einen Weg, mit dieser Angst umzugehen. Beispielsweise indem er Arbeitslose abwertet und als ›Faulenzer‹ diffamiert. So wird eine innere Distanz geschaffen zwischen demjenigen, der Arbeit hat und dem Arbeitslosen – und die Ausgrenzung von Arbeitslosen in den Köpfen und in den Herzen nimmt ihren Lauf.«

Obwohl alle wissen, dass es heute jeden treffen kann und Arbeitslosigkeit ein gesellschaftliches Problem ist, wird den Erwerbslosen weiter die Schuld an ihrer Lage zugeschoben. Gerne wird Arbeitslosen unterstellt, sie würden sich in der sozialen Hängematte ausruhen. Genüßlich schlachtete die Presse den Fall eines Sozialhilfeempfängers aus, der sich die Stütze in den Süden der USA überweisen ließ. »Florida-Rolf« erregte die Gemüter der Nation wochenlang. Der »Sozialschmarotzer« soll in seinem Urlaubsdomizil ein ausschweifendes Leben geführt und sich halb zu Tode gefeiert haben – von ein paar hundert Euro Sozialhilfe, die auch Essen und Miete abdecken? Der Deutsche-Bank-Chef Josef Ackermann hat sich gerade seine Bezüge um 60 Prozent erhöht und kassiert jetzt elf Millionen Euro jährlich, meldete die Süddeutsche Zeitung am zehnten März 2004. Hamburg gönnt sich den Bau der HafenCity, Deutschland verkraftet es, dass der Daimler-Chrysler Konzern keine Steuern zahlt. Aber ein paar zu viel gezahlte Sozi-Schecks brechen uns das Genick? Wohl kaum. Und sollte sich der arbeitslose Rolf wirklich in den Sümpfen Floridas prächtig auf Staatskosten amüsiert haben – er ist die Ausnahme.

In der Regel ist das Leben ohne Arbeit kein Zuckerschlecken. Oder möchte jemand tauschen? |

Arbeitslosen-Telefonhilfe e.V., Beratungszentrum Humboldt-Campus, Humboldstraße 58, 22083 HH. Telefonische Beratung Montag bis Freitag, 9 – 21 Uhr, Tel.: 0800 111 0 444, für Anrufe aus dem Hamburger Festnetz umsonst.

Tresemann

Witzigkeit kennt keine Grenzen.

von Britta Peters

Hamburg, Hauptbahnhof. Du gehst geradeaus aus dem Bahnhof raus in die Fußgängerpassage. Irgendwann kommt auf der linken Seite ein Burger King. Dort treffen wir uns, hatte Murat gesagt. Pünktlich! Es war halb sechs. Olaf war eindeutig zu spät, der blöde Zug hatte schon in Bremen auf sich warten lassen. Im Gehen versuchte er sich zu orientieren. Ausgang Spitalerstraße, das musste es sein. Er trat auf den Platz. Die Fußgängerampel sprang auf Grün. Olaf fing an zu laufen. »Mann, Du verlierst gleich deine Patte!«, rief ihm einer aus einer Gruppe von Trinkern hinterher. Er tastete nach seiner Hosentasche. Puh, Schwein gehabt, das Ding war tatsächlich drauf und dran sich zu verabschieden. Im Laufen drehte er den Kopf zurück, um sich zu bedanken.

Die Wucht des Zusammenpralls ließ Olaf sofort zu Boden gehen. Er war in vollem Tempo gegen etwas gerannt. Aber wogegen? Er krümmte sich vor Schmerzen, Gesprächsfetzen drangen zu ihm auf den Boden. Die Dumpfbacke. Gesehen? Voll lang gemacht. Erst nach ein paar Minuten fühlte er sich in der Lage, einen Blick zu riskieren. Was er sah, waren Beine. Merkwürdig knubbelige Füße auf der einen Seite. Wie Säulen, dachte Olaf benommen. Und kaputte Schuhe und dreckige Hosen auf der anderen. Das Obdachlosen-Clübchen war offensichtlich gekommen, um zu sehen, was passiert war. Aus irgendeinem Grund schienen sie sich darüber zu amüsieren.

»Aller«, vernahm er die Stimme von dem Typen, der ihn vor dem Verlust seines Portemonees gewarnt hatte. »Ihr seid so geil. Steht hier dumm rum und legt die Leute flach.« Krachend schlug er auf irgendetwas ein. Es folgte ein dumpfes Dröhnen. »Devote Grinsgesichter. Die sind so was von hohl.« Das war die Stimme eines anderen, wohl einer seiner Kumpels. Aus den Augenwinkeln sah Olaf, wie er mit dem Bein ausholte und in Richtung von dem mit den Knubbel-Füßen trat. Nichts rührte sich. »Hohl und regelrecht gefährlich, wie man sieht!« »Recht hast, hast Recht«, nuschelte ein Dritter. In die Gruppe kam Bewegung. Unter Gejohle wurde etwas mit Schlägen und Tritten bedacht. Was geht denn hier ab, die haben mich komplett vergessen, dachte Olaf und versuchte vorsichtig sich zu bewegen.

Wenig später hörte er Urin plätschern, eine Bierdose flog durch die Luft. »In den Eimer, in den Eimer«, johlte einer. »Geht nicht, der ist genauso voll wie du.« Kreischendes Gelächter. Olaf konnte sich immer noch nicht rühren. Allmählich dämmerte ihm, was ihn zu Fall gebracht hatte: Einer von diesen historischen Wasserträgern mit den hervorquellenden Augen, die aussahen, als wären sie das entflohene Unterrichtsmaterial eines Workshops mit dem Titel »Bemale Deinen Büttel selber«. Die waren ihm schon bei seinem letzten Besuch unangenehm aufgefallen. Genauso bekloppt wie die Berliner mit ihren Bären! Sein Bein schmerzte, Bierreste liefen ihm übers Gesicht. Ab und zu bekam er im Eifer des Gefechts einen Tritt ab. Bin ich dafür um vier Uhr aufgestanden? Um vor dem Hamburger Bahnhof von einem Aufmarsch knatschbunter Klone ausgebremst zu werden? Was für ein Alptraum, dachte er noch und spürte, wie er langsam das Bewusstsein verlor.

Als er wieder zu sich kam, war alles ganz ruhig. Die Sonne war aufgegangen und die Trinker hatten sich wieder in ihre Ecke verzogen. Olaf überblickte von seiner liegenden Position aus den Platz. Da sah er plötzlich eine Silhouette gegen den Horizont auftauchen: ein kräftiger, gedrungener Kerl in Arbeitskleidung. In jeder Hand hielt er etwas Schweres. Einen Eimer. Himmel, dachte Olaf, noch so einer. Unsicher schielte er an der Reihe von Wasserträgern entlang. Nein, alle sieben standen bewegungslos da. »Was bist Du bloß für ein Penner«, schnauzte ihn Murat an, als er direkt vor ihm stand. »Wir haben heute ‘nen Quadratkilometer Scheiben zu schrubben und Du liegst hier in deinem eigenen Saft. Reiß Dich zusammen Mann! Steh auf, nimm deine Tonne und sieh zu, dass es vorwärts geht.« |

*Wohl*VERDIENT
RELEASE PARTY

am Freitag, 16. April 2004
ab 21:00 Uhr, live »Hulapunk«
im »buttclub«, Hafenstraße 126